Nr. 12. Monatlich vier Nummern. Berlin, 27. März 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Wenn man einen Brief erwartet** (mit Illustration). — **Volkslieder in Uebertragungen**, von Daniel Sanders. — **Schiller's Liebe und Freundschaft.** Historische Novelle von Max Ring. I und II. — **Die Gäste des Lord Shrewsbury** (mit Illustrationen von Philippi). — **Der Fürst von Croüy-Chanel**, von Georg Hesekiel. — **Lied**, comp. von Karl Götze. — **Sie will sich ihr Brod verdienen.** — **Sonderbare Frühlingskinder**, von Paul Kummer. — **Schach-Aufgabe.** Nr. II. — **Räthsel.** — **Auflösung** des **Räthsels** Seite 90. — **Correspondenz.**

Wenn man einen Brief erwartet!

In langen Zeilen dehnen sich die Häuserreihen vor dem Eckfenster des stattlichen Gebäudes, das sich mit seiner Front über die Ausgangsbreite der comfortablen Straße zieht. Durch die Scheiben, hinter der in reichen Falten zurückgeschlagenen Draperie hervor, schaut gespannt ein schöner Mädchenkopf über die sich perspectivisch zuspitzende, vom saubersten Trottoir eingerahmte Fläche. Von Zeit zu Zeit wirft die graziöse Gestalt einen flüchtigen ungeduldigen Blick auf die Stutzuhr, die vom Kaminsims herab ihr gedämpftes Tik-Tak flüstert; dann kehrt das Auge wieder zur früheren Richtung zurück, und ein leises, aber ganz leises Tremolo, welches das feine Schuhspitzchen auf dem Teppich executirt, verräth die Erregung, die im Herzen der Besitzerin des Schuhspitzchens ihr Spiel treibt. „Endlich, endlich" — tönt es halblaut von den Lippen der Späherin; „dort schreitet Jemand um die Ecke, das kann nur er sein, der Abscheuliche, der mich in tödtender Erwartung vergehen läßt!" — Er, zubenannt der Abscheuliche; — wer mag sich unter dieser verschleierten Bezeichnung bergen? — Die nachsichtige Leserin wird dem Aufsteller dieser Frage ein mitleidiges Achselzucken weihen und ihn unbegreiflicher Kurzsichtigkeit anschuldigen; „wer denn sonst," wird sie ihm einwerfen, „könnte mit dem Abscheulichen gemeint sein, als der Verlobte der jungen Dame, der nach Barbarenart der Männer die Stunde des Rendez-vous wohl schon um drei Minuten und zehn Secunden versäumt hat und der am Ende sogar fähig wäre, seine wilde Saumseligkeit in dem unerhörten Zeitmaß von vollen fünf Minuten austoben zu lassen?!" — Bei jeder anderen Gelegenheit würde der Aufzeichner dieser Zeilen es sich zur angenehmen Pflicht machen, seinen Mangel an errathendem Scharfblick reumüthig einzugestehen und der überlegenen Leserin die Palme des Sieges zu Füßen zu streuen. Im vorliegenden Fall aber ist es ihm beim besten Willen nicht möglich, der Wahrheitsliebe zu Gunsten galanter Ritterpflicht zu entsagen; er entscheidet sich in seinem seelischen Conflict für die erstere und erklärt frei und unumwunden: „Sie irren sich, verehrte Gönnerin; Fräulein Alicens abscheulicher ‚er' ist allerdings ein Mann, und insofern haben Sie in überraschender Weise das Richtige getroffen, aber es ist nicht ihr Verlobter, sondern Storchbein, der langjährige und pensionsberechtigte Briefträger des sieben und siebzigsten Reviers." — Alicens Auge hat sie nicht getäuscht; es ist in der That Storchbein, der seine Schritte um die Ecke dort unten lenkt und in dem durch seine Briefmappe vorgeschriebenen Zickzack von einer Häuserreihe zur andern lavirt. — Allmälig nähert sich die pensionsberechtigte Schraubenlinie dem Ausgangspunkte der Straße; — nur etwa vier oder fünf Hausnummern noch ist Storchbein von Alicens Beobachtungsposten entfernt. Wieder greift er in die Ledertasche, die all die vielen süßen und bösen versiegelten Sächelchen enthält, und blickt mit Forscherstirn auf die Schriftzüge der Adresse. Sollte das Couvert, dem er sein Studium widmet, dasjenige sein, welches die von Alice so ungeduldig ersehnten beschriebenen Blätter birgt? Fast scheint es so, denn der Briefträger macht eine entschiedene Wendung auf das Eckfenster mit der zurückgeschlagenen Draperie; Alicens Händchen zuckt fiebernd in den Falten des Vorhangs, und den Oberkörper weit vorbeugend verliert sie keine Bewegung des ahnungslosen Storchbein. Da — o es ist unerhört — da beschreibt der Entsetzliche auf ein Mal eine Schwenkung nach links und reicht das Billet der Kammerzofe, die an der Gitterthür des Hauses rechts im Auftrage der Herrschaft seiner ebenfalls geharrt haben mag. — Aber jetzt, der neue Brief, den er aus seiner Mappe zieht, um ihn mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen wissenschaftlichen Gründlichkeit zu mustern, der wird doch für Alice sein und nicht ferner die Bahn der schrecklichen Schraubenlinie wandeln? Abermalige Enttäuschung; diesmal eine Schwenkung nach rechts, und verschlungen ist das Schreiben von der gähnenden Hausrocktasche des nachbarlichen Portiers mit der rosig funkelnden Nase, die — so kommt es Alice beinahe vor — im Augenblick einen fast schadenfrohen Glanz ausstrahlt! Jetzt aber, jetzt muß er zu ihr, jetzt muß er die Stufen betreten, die zur Hausthür führen, jetzt muß er den Glockenknopf ziehen, der — o kaltes, herzloses Briefträgergeschlecht, er schreitet an der Thür vorbei! — Alice zupft an den Falten der Draperie, als ob es die Falten von Storchbein's unsterblicher Seele wären, ihre Lippen zucken, und über die Augen huscht Etwas wie der Vorbote eines Thränenwölkchens, da — Heil dir, o wackerer Briefträger — hemmt Storchbein plötzlich seine Tritte, schlägt sich mit dem Selbstvorwurf der Zerstreutheit leicht vor die Stirn, macht Kehrt und segelt direct auf die bewußten Treppenstufen und den bewußten Glockenknopf los. Ueber Alicens Züge schwebt es wie Frühlingssonnenschimmer; einige Augenblicke später schellt es an der Corridorthür, Storchbein tritt mit einer gefälligen Verbeugung ein und legt das versiegelte Couvert behutsam auf den Kaminsims neben die Stutzuhr. Einige kleine Silbermünze wandert aus Alicens Börse in die Hand des Götterboten, der lautlos und wie ein Schatten entschwindet. Alice aber hüpft nachtigallengleich trällernd ein paar Mal durch das Boudoir, ergreift den Brief, küßt ihn, wirft sich in den Fauteuil und erbricht das Billet! Doch schon bei den ersten Worten ist der Frühlingssonnenschimmer von vorhin wie ein Hauch von ihrer Stirn gelöscht, und mechanisch liest sie vor sich hin: „Ew. Wohlgeboren zur gefälligen Notiznahme, daß Ihre werthe Bestellung auf zwei Oxhoft Rübsamenöl unter heutigem effectuirt und per Achse an Sie aufgegeben worden ist. Achtungsvoll ergebenst Jacob Ludwig Mauerbrecher's Söhne!" — Zwei Oxhoft Rübsamenöl! — Alice bebte schaudernd zusammen! Mit getrübtem Auge blickte sie auf die Adresse des Couverts: An Herrn Daniel Kampfmeyer! — Ja wohl, der Brief war an das Commissionsgeschäft gerichtet, das eine Treppe höher seine Bureaux aufgeschlagen hielt; — und die zwei Oxhoft Rübsamenöl hatte sie geküßt — fürchterlicher Gedanke! Außerdem, was das Allerärgste war: für sie Nichts, vom Vetter Oscar Nichts, während sie so ganz bestimmt heute auf einige liebe Zeilen von ihm gezählt hatte! Vom Vetter Oscar, der seit drei Monaten als Regierungsbeamter in die occupirten Landestheile berufen worden war, weiß Gott auf wie lange, und der seinem schönen Bäschen mit den heiligsten Schwüren gelobt hatte, in jeder Woche mindestens zweimal zu schreiben! Jetzt waren schon zwei Tage über den letzten Termin verlaufen, heute hätte ein Brief von ihm eintreffen müssen, und statt dessen höhnen sie fast dämonisch Jacob Ludwig Mauerbrecher's Söhne mit ihren unbarmherzig kalten Grundstrichen an! Das war zu viel, das Thränenwölkchen, das bereits vorhin gedroht hatte, begann sich zu entladen, und ein Tropfen — Dichter würden sagen, eine Perle — fiel gerade auf das „i" in „effectuirt", über das Mauerbrecher's Söhne in der Eile das I-Tipfelchen zu setzen vergessen hatten! Da klingelt es aufs neue an der Corridorthür — unsicher und schwankend, wie böses Gewissen zu klingeln pflegt. Darauf leises Klopfen, und Storchbein schlängelt sich mit flehender Miene abermals in den Salon: „Bitte tausend Mal um Vergebung, gnädiges Fräulein," beginnt er, „daß ich heute so postwidrig zerstreut gewesen bin! Gebe ich oben an Herrn Daniel Kampfmeyer den Brief ab und empfehle mich. Kaum bin ich draußen, ruft er mich wieder ins Zimmer. Seit wann, fragt er mich und hält mir den geöffneten Brief hin, bin ich eine angebetete Cousine? — Ich begreife sofort, nehme ihm den Brief aus der Hand und stürze zu Ihnen, da Sie den seinigen erhalten haben, um den ich hiermit höflichst gebeten haben möchte! Hier ist der Ihrige, gnädiges Fräulein; ich bitte nochmals ergebenst um Entschuldigung; Sie können sich übrigens darauf verlassen," setzt Storchbein hinzu, „daß Herr Kampfmeyer nur bis ‚angebetete Cousine' gekommen ist!" — Alice hört ihn längst nicht mehr; sie ergreift den Brief und liest außer der ihr, uns, Kampfmeyer und Storchbein bereits bekannten zärtlichen Anrede nur die folgenden kurzen Zeilen: „Ich schreibe diese Worte in fliegendster Hast; bin auf der Rückreise; harre in Köln des Abendeilzugs. — Morgen um drei Uhr bin ich bei euch! Erwarte mich! Bis in den Tod Dein Oscar." — Wieder wandern die betreffenden Silbermünzen aus der gestickten Börse in das schlichte Portemonnaie Storchbein's, der im Stillen darüber nachgrübelt, ob er etwas Zerstreutheit nicht auf seinen täglichen Etat setzen soll! Um drei Uhr wird der Zug ankommen, jetzt ist es zehn, also die höchste Zeit, die Rüstungen zur Fahrt nach dem Bahnhof energisch zu betreiben, denn — du lieber Himmel — wie leicht kann sich so

Wenn man einen Brief erwartet!

ein häßlicher Zug nicht bedeutend verfrühen! Lisette, das Stubenmädchen, wird nach einem Fiacre erster Classe fortgesandt; nach einer halben Stunde kehrt sie, von ihrer reisefertigen Herrin bereits im Vorflur erwartet, unverrichteter Sache zurück! Es war weder ein Fiacre erster, noch einer zweiter Classe aufzutreiben gewesen! Alice jammert und seufzt — ihre Klagen könnten einen Stein erweichen — umsonst, umsonst! Da, in diesem kritischen Moment rollt die elegante Equipage des Commissionsraths Daniel Kampfmeyer unten vor, während er selbst in seinen Zobelpelz gehüllt die Treppe niedersteigt, um seine gewöhnliche Spazierfahrt zu machen. Mit dem Blick des erfahrenen Weltmannes durchschaut er sofort die Situation. „Ich habe das gnädige Fräulein herzlich um Entschuldigung zu bitten wegen des Briefes von vorhin; verzeihen Sie einem Schuldlosen und gestatten Sie mir, Ihnen meinen Wagen zur Verfügung zu stellen!“ Alice acceptirt mit flüchtigem Dank und eilt in des Commissionsraths Equipage dem Bahnhofe und ihrem Oscar entgegen; Daniel Kampfmeyer aber begibt sich wieder in sein Comptoir und ertheilt Auftrag auf zwei weitere Oxhoft Rübsamenöl.

[2767] G. B.

Volkslieder in Uebertragungen.

Von **Daniel Sanders.**

1. Der Lieder Ursprung.

(Slowakisch.)

„Woher, sagt, kamt ihr Lieder,
Ihr Lieder, golden und fein?
Fielt ihr vom Himmel nieder?
Wuchst ihr im grünen Hain?“ —

Wir fielen vom Himmel nicht nieder,
Wir wuchsen nicht im Hain.
Uns haben ersonnen, uns Lieder,
Die Knaben und Mägdelein.

2. Das Taubenpaar.

(Böhmisch.)

Zwei Tauben kos'ten im Nestlein
In Liebesschmeichelei.
Da fiel herab ein Aestlein,
Erschlagend sie, die Zwei.

Ein Glück, daß es erschlagen
Eins an dem andern dicht.
So härmt sich doch mit Klagen
Eins um das andre nicht.

4. Liebesproben.

(Serbisch.)

Es sitzen die edelsten Helden beim Mahl,
Es kreiset der schäumende Wein im Pokal,
Die Schönste der Schönen kredenzet.
Und wem sie den Becher, die Strahlende, hält,
Ihm wird es so freudig zu Muth, wie der Welt
Wenn im Lichte der Sonne sie glänzet.

Und immer berauschter da wird ihr Gemüth,
Und trunkenen Sinnes, in Liebe erglüht,
Nicht zähmend das heiße Verlangen,
So wenden sie Alle zur Schenkin sich hin,
Es will da ein Jeder mit brünstigem Sinn
Die Schönste der Schönen umfangen.

Es tritt von den Helden zurück da die Maid.
„Wohl bin ich Euch Allen zu dienen bereit,
Mein Herz doch gehört nur dem Einen!
Dem Besten der Helden nur geb' ich mich hin.
Wer waget das Kühnste mit freudigem Sinn?
Ihm geb' ich mich hin als dem Meinen.

Dort brauset die Donau! Wer waget das Stück
Und schwimmet hinüber und schwimmet zurück,
Im Panzer und völlig gerüstet?
Ihm geb' ich als Gattin das Herz und die Hand!“ —
Die Helden, die Augen zur Erde gewandt,
Das Wagstück Keinen gelüstet.

Radoïza allein, er erhebt sich zur Stell',
Umgürtet mit Panzer und Waffen sich schnell.
Sein Auge, wie strahlt es und leuchtet!
Er stürzt sich hinein in der Fluthen Gebraus;
Das Mägdlein, wie blickt sie so bange hinaus,
Von Thränen das Auge gefeuchtet.

Radoïza, er schwimmt durch die Fluthen so leicht,
Wohl glaubte es Keiner, er hat es erreicht
Da drüben das Ufer, das ferne!
Nun wendet er schwimmend sich wieder zurück.
Das Mägdlein, wie wünscht sie von Herzen ihm Glück!
Wie hielt' sie im Arm ihn so gerne!

„Beschütz ihn, o Himmel! noch schwimmt er so leicht!
Gib, daß er zurück auch das Ufer erreicht!
Stets hält er so rüstig sich oben!
Kommt näher und näher zurück nun ans Land!
O wehe! nun sinkt er!!“..... Die Kraft ihm nicht schwand,
Er wollte die Liebste erproben.

Sie stürzt sich vom Ufer hinein in die Fluth,
Da schwingt er empor sich mit freudigem Muth,
Die Liebste, die Schönste im Arme.
Hoch hält er empor sie und schwimmet ans Land.
Ihn preisen die Helden. Er drückt ihr die Hand
Und preßt sie ans Herz, an das warme. [2768]

Schiller's Liebe und Freundschaft.

Historische Novelle von **Max Ring.**

I.

Ein Wiedersehen.

Vor dem bekannten Gasthofe zum „Erbprinzen“ in Weimar hielt an einem schönen Juliabend des Jahres 1787 ein bescheidenes Fuhrwerk, aus dem ein noch jugendlicher Mann stieg und ein Zimmer forderte.

Derselbe war hoch und schlank gewachsen; er trug nach der damaligen Mode einen Reisemantel von leichtem Sommerstoff mit kurzem Kragen. Ein sogenannter Quäkerhut mit breiter Krämpe bedeckte den weniger schönen, als interessanten und bedeutenden Kopf, der trotz der röthlich blonden Haare, zahlreicher Sommersprossen und einer zwar energischen, aber zu stark hervortretenden Adlernase das unverkennbare Gepräge geistigen Adels zeigte.

Gewiß wieder ein reisendes Genie, dachte der menschenkundige Wirth, der dies in Weimar damals nicht seltene Geschlecht bereits aus vielfacher Erfahrung kannte.

Aus diesem Grunde wies er auch dem Fremden nur ein höchst bescheidenes Hinterzimmer an, mit der Aussicht auf den Hof und den benachbarten Schornstein.

Ohne sich darum zu kümmern, beeilte sich Jener, ein frisches Jabot anzulegen und seinen Reisemantel mit einem Visitenrock von braunem Tuch zu vertauschen, augenscheinlich in der Absicht, trotz der eingetretenen Dämmerung noch einen Besuch abzustatten.

Bald darauf verließ er mit eilenden Schritten den Gasthof, ohne nach dem Abendbrod zu fragen, was die schlechte Meinung des Wirths von seinem neuen Gaste nur zu bestätigen schien.

Dieser schritt mit sichtlicher Ungeduld durch die Straßen der Stadt, bis er vor einem nach damaligen Begriffen stattlichen herrschaftlichen Hause hielt.

Von den mannichfachsten Gefühlen und Gedanken bestürmt, stieg er mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf, tief bewegt von dem ihm bevorstehenden Wiedersehen nach so langer Trennung.

Noch einmal zogen im raschen Flug die Bilder der Vergangenheit, all' die schönen und schmerzlichen Erinnerungen seiner Jugend an ihm vorüber.

Jahre waren seitdem verflossen, und der Jüngling war ein Mann geworden. Hinter ihm lagen die Stürme, aber auch die Blüthen, die abgefallenen Hoffnungen und vergangenen Träume seines Lebensfrühlings.

Ein schnell vorüberziehender Schatten lagerte sich auf der schönen, bleichen Denkerstirn, eine leichte Trübung verdüsterte die sonst so klaren, blauen Geisteraugen, und unwillkürlich bluteten die alten, halb vernarbten Wunden.

In die Freude und Erwartung des Wiedersehens mischte sich eine unnennbare Bangigkeit, eine bittersüße Wehmuth. Gewaltsam suchte er dieser Stimmung Herr zu werden, als er an die Thür jetzt leise, fast zaghaft klopfte. Eine Frauenstimme, bei deren Klang sein Herz erbebte, bat ihn einzutreten.

„Schiller!“ rief sie in höchster Aufregung, als die Dame ihn erkannte.

Im nächsten Augenblick hielt er ihre zitternde weiße Hand, die er zärtlich und ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

Erst nach einer längeren Pause, die sie zu ihrer Erholung bedurfte, vermochte sie zu sprechen. Die Freude des Wiedersehens hatte die Leidende tief bis zur Ohnmacht angegriffen. Bald jedoch siegte ihre elastische Willenskraft über die Anwandlung einer verzeihlichen Schwäche, und von neuem bewunderte Schiller den Geist und die Anmuth der genialen Frau, die einen so bedeutenden Einfluß auf das Leben und die Entwickelung des Dichters ausgeübt hatte.

Vor mehreren Jahren, als er noch in Mannheim unter der Leitung des Freiherrn von Dalberg als Theaterdichter ein kümmerliches Leben führte, hatte er daselbst den Major von Kalb, einen tapferen Offizier in französischen Diensten und dessen geistvolle Gattin Charlotte, geborene Marschall von Ostheim, eine Freundin und Verwandte seiner großmüthigen Beschützerin, der Frau von Wolzogen in Bauerbach, kennen gelernt.

Obgleich nur wenig älter, als Schiller, war sie, wie dies bei Frauen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, dem jugendlichen unerfahrenen Dichter an Selbstbestimmung und Lebensklugheit bei weitem überlegen. Die Schule des Lebens hatte sie gereift, und eine angeborene Vornehmheit verlieh ihr noch einen besonderen Vorzug in den Augen ihres schwärmerischen Verehrers.

Wenn sie in jener Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm über die Räthsel des Daseins, von den höchsten Ideen und Fragen der Menschheit mit einer selten genialen Kühnheit und titanischem Geiste sprach, glaubte er das Orakel, die Offenbarungen einer gottbegeisterten Seherin zu vernehmen, eine jener wunderbaren Priesterinnen des Alterthums, denen die höchste Weisheit erschlossen, die göttliche Muse in verkörperter Gestalt zu sehen.

Im nächsten Augenblick aber verwandelte sich „die Titanide“, wie sie der später ebenfalls von ihr schwärmende Jean Paul nannte, in die feinste und liebenswürdigste Weltdame, die Schiller in das Leben und Treiben der Gesellschaft, in die Verhältnisse der exclusiven Kreise mit bewunderungswürdiger Kenntniß derselben einweihte, indem sie zugleich als Lehrerin und Meisterin aristokratischer Formen und weltmännischen Taktes seine Erziehung zu vollenden und ihm die Regeln des höheren Anstandes und der feineren Sitte beizubringen suchte.

Von ihr geleitet und begeistert, entfaltete sich sein Genius mit jedem Tage freier und sicherer. Aber noch günstiger wirkte die Nähe der gebildeten Frau auf seinen damals noch so stürmisch bewegten Geist, läuternd und beruhigend, so daß er fortan mit der Genialität das unentbehrliche Maß, mit der übersprudelnden Kraft die Schönheit zu verbinden strebte.

Im traulichen Verkehr theilte der jüngere Mann der älteren Frau seine Hoffnungen, Wünsche, Pläne und Aussichten für die Zukunft, alle seine Erlebnisse mit; selbst seine Herzensträume und Liebesgeheimnisse, während sie ihm freundlich zuhörte und durch ihn verjüngt gleichsam den Frühling des Lebens, die schöne Blüthenzeit des Herzens noch einmal mit ihm durchlebte und genoß.

Aber auch sie verbarg ihm nicht, was sie erfüllte und bewegte, indem sie ihm wie einem jüngeren Bruder vertraute und ohne Scheu ihr Innerstes, selbst ihre intimsten Familienbeziehungen offenbarte.

Begünstigt von der Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts, entwickelte sich zwischen den verwandten Geistern eins jener Bündnisse, wie es in der Epoche der „schönen Seelen“ und „empfindsamen Herzen“ zwischen Männern und Frauen gar nicht ungewöhnlich war.

Ein ungestümer Drang nach Freiheit und Natur, ein unwiderstehliches Bedürfniß nach gegenseitiger Erkenntniß und Mittheilung, die plötzlich erwachte Liebe zur Menschheit, die tiefe Sehnsucht nach einer idealen Freundschaft, welche die Gebildeten und Erleuchteten der sogenannten Sturm- und Drangperiode erfüllte, schuf eine Art Freimaurerei, mit einer besonderen Sprache und Symbolen für die Eingeweihten, die sich wie Brüder und Schwestern betrachteten.

Ein solches Verhältniß, obgleich an sich ganz rein und edel, war jedoch nicht ohne Gefahr durch die damit verbundene Ueberschwänglichkeit und Gefühlsschwelgerei, obgleich der hohe Sinn und die edle Sittlichkeit Beider sie vor jeder bedauernswerthen Verirrung bewahrte.

Aeußere Umstände, die Schiller seinen Aufenthalt und seine Stellung in Mannheim verleideten, führten die Trennung herbei, und erst nach langen Jahren sahen sie sich jetzt in Weimar wieder, wo Charlotte wegen einer Augenkrankheit sich von dem berühmten Hofmedikus Hufeland behandeln ließ.

Die Zeit war an Beiden nicht spurlos vorübergegangen, sie hatte innerlich und äußerlich an dem Dichter ihr Werk gethan. Seine ganze Haltung erschien ihr würdiger und ruhiger, das schwärmerische Jugendfeuer zwar gedämpft, aber nicht erloschen, in eine tiefe, innerliche Gluth verwandelt.

Manche bittere Erfahrung, mancher schmerzliche Irrthum hatte dazu beigetragen, den schäumenden Most zu klären und in den edelsten Wein umzuschaffen, die Ecken und Flecken des rohen Edelsteins abzuschleifen, seinen Geist zu bilden, seinen Horizont zu erweitern, seinen Charakter zu kräftigen, ohne darum die Ideale seiner Seele zu ertödten und seine flammende Begeisterung für alles Große und Schöne zu erlöschen.

Aber auch er fand die Freundin verändert, durch Krankheit und Leiden angegriffen, verbittert und fast gebrochen, wenn auch noch immer in hohem Grade interessant und bedeutend.

Ihr bleiches Gesicht trug zwar noch immer den Stempel jener grandiosen Schönheit, die mehr Bewunderung und Verehrung, als zärtliche Neigung einzuflößen pflegt. Die klassischen Züge hatten aber eine gewisse Strenge und Kälte angenommen, die nur selten durch ein anmuthiges Lächeln des fein geschnittenen Mundes gemildert wurde. Die einst so wunderbaren, sonnig blauen Märchenaugen, unergründlich tief wie ein geheimnißvoller Gebirgssee, waren erkrankt und schienen wie von einem Nebelschleier verhüllt, obgleich der Zauber ihres Blickes noch seine alte Gewalt auf Schiller übte. Sie trug das Rococo-Costüm ihrer Zeit, ein Mieder und den aufgeschürzten Rock von stahlblauer Seide, während das üppige blonde Haar ungepudert in freien Locken über den herrlichen Nacken niederfloß, von einem schwarzen Spitzenschleier bedeckt, der unter dem Kinn einen Knoten bildete. So glich sie in der That einer modernen Pythia, halb griechische Priesterin, halb Salondame des achtzehnten Jahrhunderts, doppelt interessant durch den Widerspruch antiker Größe und französischer Unnatur, der jedoch keineswegs ein pikanter Reiz gebrach.

Wie vor Jahren saß Schiller jetzt wieder an der Seite der genialen Frau, gefesselt von dem Reichthum ihres Geistes, der durch ihre Kränklichkeit nicht gelitten zu haben schien, wenn auch zuweilen eine gewisse Reizbarkeit und Schärfe sich in ihrer Unterhaltung bemerkbar machte.

Wieder entfaltete sie die unerschöpflichen Schätze ihrer Gedankenwelt und ihres Herzens, so daß er in jedem Augenblick neue Erscheinungen an ihr entdeckte, die ihn, nach seinen eigenen Worten, wie schöne Partien einer weiten Landschaft überraschten und entzückten. Mit weiblicher Theilnahme und innigstem Interesse lauschte sie dagegen Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Dresden, wo Schiller längere Zeit bei seinem Freunde Körner gelebt und den eben erschienenen „Don Carlos“ vollendet hatte. Dann sprach sie wie früher mit dem Jüngling, jetzt mit dem Manne von seinen Aussichten und Hoffnungen in Weimar, wo er am und durch den Hof eine Stelle suchte, wie sie sein Talent und sein Dichterruf beanspruchen durfte.

„Ich fürchte,“ sagte sie besorgt, „daß Sie, mein lieber Freund, zu keiner günstigen Zeit hierher gekommen sind. Wie Sie bereits wissen, ist der Großherzog auf längere Zeit verreist, und auch Goethe weilt noch immer in Rom, wo er in künstlerischen Genüssen und klassischen Erinnerungen schwelgt.“

„Mein alter Unstern!“ klagte Schiller hypochondrisch. „Gerade in demselben Augenblick, wo ich durch das eine Thor in eine Stadt fahre, fliegt das Glück durch das andere hinaus. So geht es mir immer und jetzt wieder mit dem Herzog, auf den ich all' meine Hoffnungen setzte.“

„Sie dürfen deshalb nicht verzweifeln,“ tröstete die Freundin, „wenn auch Carl August und Goethe nicht zugegen sind, so fehlt es doch sonst nicht an einflußreichen und interessanten Persönlichkeiten. Es ist vielleicht nun um so besser, daß Sie Zeit und Gelegenheit haben, um erst das hiesige Terrain zu sondiren. Ich werde mir das Vergnügen machen, wieder Ihnen als Mentorin zu dienen, da ich in alle Verhältnisse genauer einzuweihen im Stande bin.“

„Und ich werde mich wie in Mannheim wieder mit Freuden Ihrer Leitung überlassen und dabei gewiß dann so gut und noch besser fahren, als der junge Telemach unter dem Schutze der weisen Minerva. Sagen Sie mir nur, was ich thun und wie ich mich verhalten soll?“

„Zunächst werden Sie sich dem Hof anmelden lassen; was für Sie nicht schwierig sein kann, da Sie bereits durch ihre Schriften hinlänglich bekannt und als Weimar'scher Titularrath gewissermaßen courfähig sind. Ich würde Ihnen jedoch rathen, Wieland vor Allen aufzusuchen, der mit der verwittweten Herzogin Amalie auf dem freundschaftlichsten Fuße steht.“

„Das würde ich ohnehin morgen gethan haben, da ich gern wissen möchte, was Wieland von meinem Don Carlos sagt, den ich ihm zugeschickt habe.“

„Haben Sie Wieland und durch ihn die verwittwete Herzogin für sich gewonnen, so ist damit Vieles, wo nicht Alles erreicht.“

„Ich dachte, daß die regierende Herzogin Luise und Herder mindestens eben so wichtig, wo nicht noch wichtiger sind.“

„Das ist allerdings wahr, aber auch die Fürstin ist in diesem Augenblick abwesend und kommt erst in einigen Wochen wieder. Doch werde ich Sie mit Frau von Stein und mit Frau von Schardt, meinen Freundinnen, bekannt machen und Ihnen die ersten Häuser öffnen, die sonst für Fremde verschlossen sind. Haben Sie erst in der guten Gesellschaft festen Fuß gefaßt, so kann es Ihnen nicht fehlen. Vor Allem kommt es aber darauf an, daß Sie selbst erst klar darüber werden, was Sie in Weimar beabsichtigen.

„Offen gestanden," erwiederte Schiller, „habe ich noch keinen festen Plan, obgleich ich mehr, als je das Bedürfniß nach einer ruhigen und gesicherten Existenz empfinde. Ich dachte entweder in Weimar eine Stellung oder in Jena eine Professur zu suchen. Für den Lehrstuhl der Geschichte oder Aesthetik halte ich mich nicht für unbefähigt. Man hat mir auch von Hamburg Anerbietungen gemacht, die ich für den Fall, daß meine hiesigen Aussichten sich zerschlagen sollten, annehmen würde. Hauptsächlich aber hat mich der Wunsch von Dresden hierher geführt, Sie wieder zu sehn und mich mit Ihnen zu berathen."

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen für Ihr Vertrauen," versetzte Frau von Kalb, ihm die feine Hand reichend.

„Mehr aber, als meine eigenen Verhältnisse," fuhr Schiller herzlich fort, „bekümmert mich Ihre eigenthümliche Lage, die ich aus Ihren Briefen ersehe. Sie müssen doch endlich zu einem Entschluß kommen und den unvermeidlichen Schritt thun, den ich längst von Ihnen erwartete."

„Sie thun mir weh," antwortete sie, schmerzhaft zusammenzuckend, da er den wunden Punkt ihres Lebens berührt hatte.

Beide schwiegen, als ob sie sich fürchteten, ihre Gedanken auszusprechen. Ihre kranken, leicht gerötheten Augen füllten sich mit Thränen, und Schiller fühlte das innigste Mitleid mit der unglücklichen, genialen Frau.

„Ich weiß," sagte er nach einer langen Pause, „was und wie sehr Sie leiden. Eben deshalb müssen Sie den Muth haben, diese unerträglichen Qualen zu beenden. Nur die Wahrheit kann Sie retten und Ihnen den gestörten Frieden Ihrer Seele wiedergeben."

„Wozu diese schmerzlichen Erörterungen?" fragte sie traurig. „Warum wollen wir uns die Freude des Wiedersehens durch solche Erinnerungen verbittern?"

„Weil ich Sie glücklich wissen will, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, daß ein Geist wie der Ihrige, eine solch edle Natur an einer fortwährenden Lüge zu Grunde gehn soll, weil ich Ihr Freund bin und mit Ihnen unter diesen Verhältnissen leide," erwiederte Schiller fast heftig.

„Sie vergessen," versetzte sie, „daß ich meiner Familie diese Rücksicht schuldig bin, daß ich durch vielfache Bande zurückgehalten werde, mich von dem Major von Kalb zu scheiden."

„Ich weiß nur," entgegnete Schiller, „daß Sie Ihrer Familie das größte Opfer brachten, als Sie dem ungeliebten Mann Ihre Hand reichten, um den bedrohten Besitz der Allodialgüter ihres Hauses durch diese Verbindung mit dem Bruder Ihres Schwagers zu retten und die unsaubere Wirthschaft des Präsidenten von Kalb zu verdecken. Ihr Edelmuth hat Ihnen jedoch schlechte Früchte gebracht."

„Wenigstens kann mich nicht der Vorwurf treffen, daß ich mich von gemeinen, irdischen Vortheilen bestimmen ließ. Meine Ehe war nicht unglücklicher, als so viele Ehen sind."

„Aber ihr fehlt die einzige und alleinige Grundlage des Glückes, die innere Uebereinstimmung der Herzen, das Verständniß der Seele, ohne die nach meiner Ansicht jede derartige Verbindung mit der Zeit unhaltbar, ja selbst unmoralisch wird. Seit Jahren leben Sie von Ihrem Gatten getrennt, ohne Häuslichkeit, ohne inneren und äußeren Zusammenhang."

„Das ist nicht seine Schuld, da es nach französischen Begriffen nicht statthaft ist, daß die Frauen der höheren Officiere die Garnison ihrer Männer theilen."

„Sie täuschen sich nur selbst über Ihre Lage und Empfindungen," fuhr Schiller unerbittlich fort, „und das schmerzt mich um Ihretwillen, wenn ich auch Ihre Treue bewundern muß. Aber auch die Großmuth des Herzens hat ihre Grenzen und kann unter Umständen zum Verbrechen an sich selbst werden. Sie haben kein Recht, sich durch ein solch unnatürliches Opfer langsam, aber sicher aufzureiben. Das ist schlimmer, als Selbstmord, und daran möchte ich Sie hindern."

„Der Major ist der Vater meines Kindes, meines geliebten Friedrich," entgegnete sie erschüttert, wenn auch nicht überzeugt. „Kann ich dieses Band, das die Natur selbst geknüpft, zerreißen?"

„Nennen Sie das ein Band, wo jeder Zusammenhang fehlt? Niemand kann mehr, als ich die Rechte eines Vaters achten, das Heiligthum der Familie ehren, da ich selbst dies Glück der Elternliebe im reichsten Maße genossen, das ich jetzt schmerzlich entbehren muß. Aber kann der Major darauf Anspruch machen? Hat er Ihre Sorge, Ihre Freuden und Leiden in das theure Liebespfand getheilt? Hat er mit Ihnen an der Wiege des Neugebornen gesessen, seinen Schlummer bewacht, sein süßes Lächeln mit Entzücken beobachtet, sein erstes Stammeln mit Wonne vernommen, mit unaussprechlicher Seligkeit den Vaternamen von den Lippen seines Knaben gehört? hat er mit Zähren das Wachsen und Gedeihn des holden Kindes belauscht und mit der Mutter von der Zukunft des Sohnes geträumt?"

„Aber er kann," schrie sie auf, „mir mein Kind, meinen geliebten Friedrich rauben, und lieber will ich Alles, selbst das Härteste dulden."

Der bloße Gedanke an eine solche Gefahr raubte ihr jede Besinnung. Plötzlich sprang sie von dem Sopha auf und ergriff die auf dem Tisch stehende Lampe. Ehe sie Schiller noch fragen und zurückhalten konnte, stürzte sie in das anstoßende Zimmer, wo der damals vierjährige Knabe unter der Aufsicht seiner Wärterin schlief.

Mit der ihr eigenen Heftigkeit bedeckte sie den schlummernden Knaben mit leidenschaftlichen Küssen und heißen Thränen, so daß dieser verwundert und erschrocken die blauen Augen aufschlug.

„Mein Friedrich!" rief sie laut und wiederholt. „Lieber sterben, als Dich verlieren!"

„Beruhigen Sie sich!" bat Schiller als Zeuge der erschütternden Scene. „Sie werden dem Kinde noch weh thun und regen sich selbst nur unnöthig auf."

„Jetzt wissen Sie," sagte Frau von Kalb, auf das Kind deutend, „weshalb ich mich von dem Major nicht scheiden kann."

Um die Aufgeregte nicht noch mehr zu reizen, ließ Schiller das für Beide gleich peinliche Gespräch fallen und, da es unterdeß bereits spät geworden war, nahm er tief ergriffen Abschied von der unglücklichen Freundin, die bei ihrem Kinde blieb.

So endete das so sehnlichst von ihnen herbeigewünschte Wiedersehn mit einem unerwarteten, schreienden Mißton.

II.

Täuschungen und Kämpfe.

Am nächsten Tage stattete Schiller den mit Frau von Kalb verabredeten Besuch bei Wieland ab, mit dem er seit längerer Zeit von Dresden her im schriftlich freundschaftlichen Verkehr stand, ohne ihn persönlich zu kennen.

Wie dies häufig zu geschehn pflegt, hatte sich seine lebhafte Phantasie ein ganz anderes Bild von dem „Dichter der Grazien" entworfen, als die Wirklichkeit ihm zeigte.

Statt eines Hohenpriesters der Musen fand er einen freundlichen, etwas philiströsen alten Herrn, in bequemem, braunem Hausrock mit einem stereotypen Lächeln in dem von zahllosen Furchen und Falten durchschnittenen Gesicht. Von der gerühmten Grazie ließ sich nur wenig an ihm spüren, obgleich seine kindliche Gutmüthigkeit angenehm berührte.

Damit war aber auch, wie Schiller bald erfahren mußte, eine gewisse Unzuverlässigkeit und Unschlüssigkeit in seinem Wesen und Charakter, ein jäher Wechsel seiner Empfindungen und Meinungen verbunden, so daß man leicht an ihm irre werden konnte.

Wieland kam dem jüngeren Dichter mit väterlichem Wohlwollen entgegen und versprach ihm nicht nur den ihm überreichten Don Carlos bis ins Einzelnste durchzugehn, sondern auch Schiller der Herzogin Amalie auf das wärmste zu empfehlen, woran diesem ganz besonders gelegen war.

Indeß bedurfte er einer solchen Fürsprache nicht, da die Herzogin seinen Wünschen zuvorkam und ihren Oberhofmeister von Einsiedel an ihn abschickte, um ihn zu sich auf ihr Lustschloß Tiefurt einzuladen, wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte.

In Begleitung der Frau von Kalb, die ebenfalls eine Aufforderung erhalten hatte, begab sich Schiller nach der bekannten Sommerresidenz der verwittweten Herzogin, welche, rings von einem schönen Park umgeben, in der Nähe Weimars in reizender Landschaft liegt.

Das Schloß selbst glich mehr der Wohnung eines wohlhabenden Privatmanns, als einem fürstlichen Palast. Dennoch knüpften sich an dasselbe die herrlichsten und bedeutendsten Erinnerungen.

„Hier," berichtete Frau von Kalb auf der kurzen Fahrt, „herrschte noch vor wenigen Jahren ein glänzendes, geniales Leben und Treiben, von dem Sie sich kaum noch eine Vorstellung machen können. Obgleich die Herzogin jetzt äußerlich mit der Einfachheit einer bürgerlichen Gutsbesitzerin lebt, so war sie doch die eigentliche Schöpferin der goldenen Zeit Weimars, die Pflegemutter der deutschen Literatur, um die sich die bedeutendsten Geister, Dichter, Künstler und Schauspieler versammelten."

„Ich bin in der That begierig, die Bekanntschaft der herrlichen Frau zu machen."

„Ihre Hoheit," versetzte seine Begleiterin, indem sie nicht ohne Absicht diesen Titel betonte, „Ihre Hoheit schuf aus dem kleinen Tiefurt einen wahren Musensitz. Auf einer kleinen Bühne wurden von den Damen und Herren des Hofes Schatten- und Schäferspiele, Charaden, französische Lustspiele, übermüthige Possen und improvisirte Stücke dargestellt. Den Glanzpunkt dieser Aufführung bildete Goethe's Operette ‚die Fischerin'. Der Schauplatz war am Ufer der Ilm, in der Nähe der Brücke, auf dem von Fackeln beleuchteten Fluß. Unter den hohen Erlen waren wirkliche Fischerhütten errichtet. Der Eindruck des Schauspiels war ein wahrhaft bezaubernder, und als plötzlich die dunkle Nacht von den glänzenden Lichtern und dem rothen Glanz der Fackeln am Ufer und über dem gekrümmten Fluß erhellt wurde, die Bäume und Häuser sich in dem schimmernden Wasser spiegelten, und die schöne Corona Schröter dazu ihren herrlichen Gesang erschallen ließ, da glaubte man an ein entzückendes Feenmärchen, ein Wunder aus Tausend und Einer Nacht zu erleben."

„Wie glücklich muß doch Goethe gewesen sein, daß er selbst seine unbedeutendere Schöpfung in solcher Vollendung erblicken durfte," erwiederte Schiller mit einer Anwandlung leichten Neides.

Unter solchen Gesprächen hielten Beide vor dem Lustschloß, wo sie von einem herzoglichen Diener empfangen und in den Saal geführt wurden, wo sich die Gäste versammelten.

Auf der Treppe gab Frau von Kalb noch Schiller einige Regeln und Andeutungen über sein Verhalten und Benehmen, über die Gebräuche, Sitten und das Ceremoniell des Hofes, denen er jedoch nur wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkte, da er in diesem Augenblick mit den Gedanken an seine Zukunft beschäftigt und vor Allem auf die Erscheinung der fürstlichen Wirthin gespannt war.

Endlich erblickte er die berühmte Herzogin, die sowohl als Regentin wie auch im Privatleben von ihren Zeitgenossen mit Recht auf das höchste bewundert wurde. Aber auch diesmal hatte ihn seine leicht erregte Phantasie getäuscht. Statt der geträumten imposanten Fürstin erblickte er eine kleine Frau, mit einer zwar geistvollen, aber nichts weniger als großartigen Physiognomie.

An ihrer Seite ging ihre Hofdame, Fräulein von Göchhausen, eine in jeder Beziehung äsopische Erscheinung, verwachsen und durch eine hohe Schulter verunstaltet, aber, wie meist in solchem Fall, sprühend von Witz und Humor.

Außerdem befand sich in diesem Kreise der Oberhofmeister von Einsiedel, ein liebenswürdiges Original, gebildet und besonders sehr musikalisch, eine feine Dilettantennatur, ein wenig Poet, ein wenig Schauspieler, galant und wegen seiner Liebesabenteuer bekannt, vor Allem aber äußerst zerstreut und gutmüthig. Natürlich durfte Wieland, der alte Freund der Herzogin, nicht fehlen. Mit ihm war noch Graf Solms, ein preußischer Offizier, erschienen, der ebenfalls eine Einladung für diesen Abend erhalten hatte.

Die Unterhaltung war zwar zwanglos, wurde aber bald durch eine musikalische Aufführung unterbrochen, indem ein Künstlerpaar aus Gotha ein Duo für Violine und Cello vortrug. So meisterhaft auch Beide spielten, so hörte Schiller nur zerstreut zu, während die Herzogin, die eine große Musikfreundin und selbst talentvolle Componistin war, sich mit ihrer ganzen sinnlich künstlerischen Natur dem gebotenen Genusse überließ.

Erst bei dem darauf folgenden Souper fand Schiller die gewünschte Gelegenheit, sich mit der Herzogin zu unterhalten und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, wobei er seinen Geist zeigen und hoffen durfte, auf sie einen günstigen Eindruck zu machen; was ihm in seiner Lage doppelt nothwendig erschien.

Unglücklicher Weise war er noch zu wenig mit dem Hofleben bekannt, um nicht durch die Freiheit und Kühnheit seines Urtheils anzustoßen, das häufig mit dem der Fürstin nicht übereinstimmte, ohne daß er sich deshalb abhalten ließ, seine Meinung ungescheut zu verfechten.

Ein noch größerer Fehler war der Umstand, daß er sich aus Gewohnheit mit seinen Worten mehr an Frau von Kalb, als an die Herzogin wendete, selbst wenn diese eine Frage an ihn richtete.

Alle Bemühungen der Freundin, ihn auf seine Unschicklichkeit aufmerksam zu machen, ihre Blicke und Winke blieben von ihm unbeachtet.

Nach aufgehobener Tafel führte die Herzogin die Gesellschaft in den Park, um ihnen die Schönheiten desselben zu zeigen. Der Abend war herrlich, der ganze Garten duftete von Rosen und Jasmin, aber Schiller war verstimmt, da er die instinctmäßige Ahnung hatte, daß er der Herzogin mißfallen.

Selbst als Fräulein von Göchhausen, die geistreiche Hofdame, eine blühende Rose brach und sie ihm mit einem artigen Compliment für den Dichter des Don Carlos überreichte, vermochte er kaum seinen Unmuth zu verbergen. Dieser wurde noch dadurch gesteigert, daß Frau von Kalb ihn bei Seite nahm, um ihm eine freundschaftliche Vorlesung über seinen Mangel an Takt zu halten.

„Wann werden Sie endlich lernen," sagte sie, „sich in die gegebenen Verhältnisse zu finden?"

„Ich fürchte, daß dies niemals der Fall sein wird, da ich meine Freiheit nicht für Geld, nicht für eine Stelle verkaufen will."

„Derartige Reden passen besser für das Theater, als für einen Hof. Man läßt sich dieselben in dem Munde eines Karl Moor, eines Ferdinand in Kabale und Liebe gefallen, aber hier sind sie nicht an der rechten Stelle. Wir leben nicht in einer idealen Welt, wie sie sich der Dichter träumt."

„Leider!" seufzte Schiller. „Das habe ich heute gesehen."

„Deshalb müssen Sie sich fügen und die Sitten, den Ton beobachten, der einmal hier gefordert wird, wie Sie in einem fremden Lande die Sprache und die Gebräuche der Eingeborenen lernen müssen, wenn Sie mit ihnen verkehren wollen."

Obgleich Schiller der lebenskluge Freundin nicht Unrecht geben konnte und wollte, so empfand er doch die Kluft, die ihn von ihr und dem ganzen Hofe vermöge seiner ganzen Lebensanschauung trennte. Zu diesem Gefühl kam noch die Verzweiflung über die mißglückte Vorstellung. Von der Herzogin zwar nicht ungnädig, aber kalt verabschiedet, begleitete er Frau von Kalb nach Weimar zurück, wo er sich vor ihrer Wohnung empfahl, statt wie sonst den Abend noch in ihrer Nähe zuzubringen.

Auf dem Wege nach seinem Gasthofe begegnete er dem Oberhofmeister von Einsiedel in Gesellschaft des ihm bereits bekannten Grafen Solms und eines Fremden, der sich ihm als Legationsrath Gotter vorstellte. Obgleich dieser Name ihm unangenehme Erinnerungen erweckte, da Gotter eine Posse zur Verspottung der sogenannten Sturm- und Drangperiode geschrieben hatte, so folgte Schiller doch einer Einladung der Herren zu einer Punschpartie im „Einsiedler".

Bei der dampfenden Bowle vergaß er bald seinen Unmuth in dem heitern, anregenden Kreis und theilte Gotter, welcher durch seine Liebenswürdigkeit das Vertrauen des harmlosen Schiller rasch gewann, seine verunglückten Versuche am Hofe der Herzogin Amalie mit. Da Gotter das literarische Orakel der Fürstin war, so hoffte er durch ihn die verlorene Aussicht wieder zu gewinnen. Vor Allem gestand er ihm, daß er gern der Herzogin seinen Don Carlos vorgelesen hätte, um ihr eine günstigere Meinung beizubringen, daß er aber daran in den nächsten Tagen durch eine kleine, aber unaufschiebbare Reise verhindert würde.

„Wenn es weiter Nichts ist," versetzte der diplomatische Legationsrath, „so werde ich die Vorlesung übernehmen."

„Sie werden mir dadurch einen um so größeren Gefallen erweisen," erwiederte Schiller bescheiden, „da ich leider nur zu oft die Erfahrung gemacht habe, daß meine Werke gerade nicht dadurch gewinnen, daß ich sie vortrage."

„Reisen Sie getrost; Sie können sich ganz auf mich verlassen," entgegnete der zweideutige Diplomat. „Die gnädige Herzogin gibt etwas auf mein Urtheil. Wenn Sie zurückkommen, sollen Sie gewiß auf das freundlichste von ihr empfangen werden."

Gotter hielt in seiner Weise Wort, indem er mit dem Don Carlos in der Tasche der Herzogin seine Aufwartung machte und geschickt das Gespräch auf das eben erschienene Trauerspiel zu bringen wußte. Auf ihren Wunsch las er dasselbe ihr und Wieland vor, der ebenfalls zugegen war, natürlich mit den nöthigen oder vielmehr unnöthigen kritischen Anmerkungen.

Wieland, der selbst vom Drama wenig oder Nichts verstand, wagte nicht zu widersprechen und den abwesenden Schiller zu vertheidigen, wie sich das ohnehin bei seinem schwankenden, unzuverlässigen Charakter von selbst verstand.

Gleich nach seiner Rückkehr beeilte sich Schiller, den diplomatischen Gotter aufzusuchen, um den Erfolg seines Trauerspiels zu erfahren. Nach einigen ausweichenden und beschönigenden Redensarten gab ihm dieser mit perfidem Achselzucken zu verstehn, daß das Drama der Herzogin mißfallen, und besonders die zweite Hälfte gar keine oder eine widrige Wirkung hervorgebracht habe.

Diese unangenehmen Mittheilungen wurden durch das verfängliche Benehmen Wieland's noch bestätigt, da dieser ihm augenscheinlich bei jeder Begegnung auswich und nicht mehr so freundlich ihm entgegenkam, wie früher.

Mit Recht beklagte sich Schiller über das zweideutige Benehmen seines älteren Collegen, als er zufällig den ihm bereits bekannten Schriftsteller Bode traf, der sich durch seine freimaurerischen Arbeiten in jener Zeit einen Namen erworben hatte und auch Schiller für den damals allgemein verbreiteten Orden zu gewinnen suchte.

„Das ist ganz in der Ordnung," scherzte der lebenskluge, praktische Mann, „und es geht Ihnen nicht allein so, Wieland ist, abgesehen von seinem Alter und seinem bedeutenden Talent, ein großes Kind. Nach einiger Zeit wird er seine Frau und seine Töchter zusammenrufen und sie fragen, wie er eigentlich mit Ihnen auseinander gekommen sei? Das ist ihm schon hundert Mal begegnet. Ich kann Ihnen nur dieselbe Antwort geben, die ich schon einmal Klopstock gegeben habe, als mich dieser nach Wieland fragte."

„Und darf man wissen, wie dieselbe lautete?"

„Daß ich Wieland's wegen wünsche, auf eine halbe Stunde Jesus Christus beim jüngsten Gericht zu sein. Er müßte mit allen seinen Schriften unterm Arm vor mir erscheinen, um sein Urtheil zu hören. Sind Sie Herr Wieland aus Weimar? würde ich ihn fragen. — Ja! — Nun, Herr Wieland, sehen Sie, dahin liegt rechts, dahin liegt links, hier der Himmel, dort die Hölle. Jetzt gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt, wohin es Ihnen beliebt, aber nehmen Sie sich in Acht, ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in Acht!"

„Vortrefflich!" rief Schiller lächelnd. „Und ich wette darauf, daß Wieland sich nicht von der Stelle rühren und zwischen Himmel und Hölle schwanken wird, ohne einen Entschluß zu fassen."

„Sie haben es errathen," erwiederte Bode, der Schiller bis zu seiner Wohnung begleitete, indem er ihn nochmals dringend aufforderte, Freimaurer zu werden, was dieser jedoch höflich aber entschieden ablehnte.

Die Mittheilungen und Aufschlüsse über die Wirksamkeit und Thätigkeit der verschiedenen geheimen Verbindungen und Orden, welche an der Tagesordnung waren, gaben ihm Stoff zum Nachdenken und beschäftigten ihn um so mehr, da er damals mit der Idee zum „Geisterseher" umging.

Im Begriff, die erhaltenen Notizen niederzuschreiben und einen bereits angefangenen Brief an seinen Freund Körner zu beenden, hörte er ein leises Klopfen an seiner Thür.

„Herein!“ rief Schiller, verdrießlich über diese unwillkommene Störung.

In das Zimmer trat eine kleine, dünne Figur im weißen Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

„Habe ich das Glück,“ fragte der wunderliche Fremde mit einer tiefen Verbeugung und verlegenem Lächeln, „den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehn?“

„Der bin ich, ja!“

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären und konnte nicht umhin, den Mann zu sehn, von dessen Don Carlos ich entzückt bin.“

„Gehorsamer Diener,“ entgegnete Schiller kurz. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich werde nicht das Glück haben von Ihnen gekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius.“

„Ich bin Ihnen für Ihre Höflichkeit sehr verbunden, bedaure aber, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben im Begriff bin auszugehn,“ versetzte Schiller, um den lästigen Besucher los zu werden.

„Ich bitte sehr um Vergebung. Ich bin schon zufrieden, daß ich Sie gesehn habe.“

Mit derselben tiefen Verbeugung, mit demselben verlegenen Lächeln empfahl sich der „sonderbare Schwärmer“, worauf Schiller seinen Brief zu Ende schrieb, indem er sogleich die wunderliche Begegnung dem Freunde schilderte.

Von Frau von Kalb, die er wenige Stunden später besuchte, erfuhr er, daß der seltsame Fremde der damals vier und zwanzigjährige Vulpius, der nachherige Schwager Goethe's und Verfasser des berühmten oder berüchtigten Räuberromans „Rinaldo Rinaldini“ war, der lange Zeit mit Entzücken von empfindsamen Nähtermädchen, schwärmenden Gymnasiasten und romantischen Ladenjünglingen gelesen und bewundert wurde.

Es war die Karrikatur, das Zerrbild seines Räubers Moor, das ihm hier verkörpert erschien und ihn an die Verirrungen seiner eigenen stürmischen Jugend mahnte.

Da Frau von Kalb seine augenfällige Verstimmung bemerkte, so suchte sie seinen gesunkenen Muth durch die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft der regierenden Herzogin Luise wieder aufzurichten.

„Ich ahne nur eine neue Täuschung,“ sagte Schiller. „Nach den gemachten Erfahrungen glaube ich kaum, daß Weimar der für mich geeignete Boden ist.“

„Wer wird so zaghaft und kleinmüthig sein!“ schalt Frau von Kalb. „Ich bin fest überzeugt, daß Sie diesmal gewiß Erfolg haben werden. Die Herzogin Luise ist das Ideal einer edlen Weiblichkeit und empfänglich für Alles Große und Schöne.“

(Fortsetzung folgt.) [2 69]

Die Gäste des Lord Shrewsbury.

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1569 zog eine glänzende Cavalcade aus Hardwick Hall dem nahen Walde zu.

Die Schloßherrin ritt an der Spitze des Zuges. Eine imponirende Erscheinung; hohen Wuchses; ein ausdrucksvolles Gesicht von blendendsten Farben. Sie trug ein weitschleppendes schwarzes Reitkleid mit orangefarbenen Streifen, ein Leibchen mit zur Spitze verlängerter Taille, Ueber- und Unterärmel und einen vorn „à grands gaudrons“ offenen Stehkragen. Ein langwallender Schleier bedeckte den Scheitel, die Schläfe frei lassend. Vielleicht hatte er das erste Ergrauen des Haars zu verhüllen. Denn die Dame war keine jugendliche Schönheit mehr.

Sie stand auf der Höhe des Lebens und — des Glückes. Denn sie hat Alles, was man sich wünschen kann! Güter von ihrem ersten Gatten, Master Robert Barley; Ehre und Ansehen vom zweiten, dem Sir William Cavendish; neue Reichthümer von Sir William St. Loo und endlich stolzesten Rang von ihrem vierten Gemahl. Ja, die Lady von Hardwick Hall ist dem vierten Manne vermählt, George Earl von Shrewsbury.

Er reitet an ihrer Seite, ein junger Mann mit offenem, gutem Gesicht. Sein Wamms und Schultermantel sind von lichter Seide und reich gestickt. Und also prangen auch die übrigen Frauen und Herren in Sammet und Seide, Juwelen und Stickereien. Es sind Freunde des gräflichen Paars, mit Frauen und Töchtern, aus der Nachbarschaft oder vom Hofe der Königin.

Alle in fröhlichster Laune, und die Rosse scheinen stolz auf ihre Reiter. Dazu die herbstfrische und doch balsamische Luft, der wolkenlose Himmel ....

Wo der Weg eine Biegung machte, wandte sich Lord Shrewsbury noch einmal nach dem Schlosse um und überflog mit seinem Blick die Fensterreihe des zweiten Stockwerks.

War ein Gast zurückgeblieben?

Lady Elisabeth sah den Blick ihres Gemahls, und ihr Gesicht, welches überhaupt starke Leidenschaften mehr, als sanfte Empfindungen auszudrücken fähig schien, verrieth den inneren Grimm.

Da richtete der nächste Begleiter das Wort an sie.

„Euer Gast bleibt heute unsichtbar?“

„Wenn Ihr den uns aufgenöthigten Gast, Maria Stuart meint,“ antwortete sie mit einem gezwungenen Lächeln, „so müßt Ihr Lord Shrewsbury fragen. Ich erfreue mich nicht ihres Vertrauens.“

„Ihr befehlt?“ fragte der zerstreute Gatte, sein Roß näher heranspornend.

„Lord Huntley erkundigt sich nach Eurem Gast.“

„Nach der Königin?“

„Ja, nach der Königin ohne Königreich.“

„Sie ist krank, mein guter Lord,“ sagte Shrewsbury zu Huntley.

„Krank vor Ungeduld,“ versetzte Elisabeth, „was die Stände zu Perth beschließen werden.“

„Ich bedaure die Unglückliche,“ meinte ihr Gemahl, „wenn sie auf eine Versammlung Hoffnungen setzt, die Murray zusammenberufen.“

„Wunderbar ist's,“ nahm Huntley das Wort, „daß unsere Königin selbst die Stände Schottlands zur Abstimmung auffordert, ob Marien die volle Gewalt zurückgegeben werden soll.“

Aber Lady Shrewsbury rief: „Wunderbar ist nur das Außerordentliche. Königin Elisabeth — die Gott erhalten möge! — ist immer und in Allem bewundernswerth.“

Die Gäste des Lord Shrewsbury. Zeichnung von Philippi.

„Die Versammlung zählt mehr Gegner, als Freunde der Königin Marie. Die Großmuth war in diesem Fall nicht groß.“

„Und Maria Stuart soll den Herzog von Norfolk heirathen?“

„Ja, wenn ihre Ehe mit Bothwell für nichtig erklärt wird.“

„Der Herzog macht in Dumbarton großen Aufwand, und man erzählt seltsame Dinge. Doch will ich nicht glauben, daß er mit Frankreich und Spanien in Unterhandlung steht.“

Lady Shrewsbury wendete den Blick auf ihren Gemahl. „Alle Freunde der Stuart sind Feinde Englands,“ sagte sie.

Der Forst, welcher mit dunkler Linie den Horizont begrenzte, von welchem Fenster immer in Hardwick Hall man Ausschau halten mochte, war bald erreicht. Anstatt der Hecken, die bisher den Weg begleiteten, stand nun links und rechts üppiges Unterholz, in welchem der Mittagszauber noch jedes Blatt gefangen hielt.

Die Gäste des Lord Shrewsbury. Zeichnung von Philippi.

Man ritt auf dem Waldpfade, wo kaum einem Paare Platz sich bot, langsamer, aber nicht stiller dahin.

Auf jedem überhängenden Zweige, der die Reiterinnen bedrohte, saßen unsichtbar schelmische Amoretten.

Und als der Hochwald begann mit seinen zahllosen Säulengängen urkräftiger Stämme, fühlte man nur den frischeren Hauch, nicht den feierlichen Ernst.

Man stieg vom Pferde ab und warf die Zügel den Dienern zu.

Der Haushofmeister des Grafen übernahm jetzt die Führung, und langhin schlängelte sich der bunte Schwarm zwischen den Stämmen, geräuschvoll, daß der Specht über ihrem Haupte verstummte, und der Hirsch auf ferner Halde sichernd stehen blieb.

Das Ziel war eine Waldblöße, wo einige Blockhütten errichtet waren, um bei Unwetter Schutz zu bieten. Außerdem jedoch gab es hier Platz und Geräth für alle möglichen Spiele und Leibesübungen, welche damals modisch waren.

Ein Dienertroß, am frühen Morgen schon vorangegangen, hatte luftige Zelte aufgeschlagen, und auf Anrichtetafeln und Schaugestellen prangte kostbares Tafelgeschirr, Becher und Schalen, Kannen und Kühlgefäße ....

Je weiter man sich vom Schlosse entfernte, desto besser wurde die Laune der Gräfin Shrewsbury. Zuweilen warf sie einen heimlich forschenden Blick auf ihren Gemahl; da dieser jedoch von ungezwungen höflicher Aufmerksamkeit gegen seine Gäste, von zärtlicher gegen sie war, nahm ihr Gesicht allmälig einen strahlenden Ausdruck an.

Es war, als ob der Wald, ein Jungbrunnen, ihr die Jugend wiedergäbe. Was sie an Majestät verlor, gewann sie an Grazie.

Sie wurde behend, beredt, beinahe beseelt.

Ihr Vorschlag war's, nicht unterm Zelt und auf Tischen, sondern — in zwanglosen Gruppen — unter den grünen Waldesbogen auf dem Rasen zu tafeln. Man trennte sich, und bald schimmerte es dort und da, lacht' es, klirrte es zwischen dem Grünen.

Nachdem getafelt worden, spielte man, und nach den Spielen riefen Clavichord, Laute und Flöte zum Tanze.

Schon stand der Wald in Gold getaucht, da man aufbrach. Aber das Licht zögerte lange, und als Graf und Gräfin Shrewsbury den letzten liebsten Gästen das Geleit über einen stillen Hof ihres Riesenschlosses zu einer Steintreppe gaben, an deren Stufen ein kleiner See seine leisen Wellen trieb, leuchtete der Himmel noch in sanfter Glorie. Aber der Abendstern winkte schon der Nacht.

Ein Kahn pflegte jene Gäste nach dem anderen Ufer zu tragen, wo über Baumwipfeln die Thurmspitzen ihres Schlosses ragten. Das gräfliche Paar dagegen begab sich ins Haus zurück, verstummend, denn auf Lady Elisabeth's Gesicht lag nun wieder der alte Trotz, auf ihrer Seele der Alp.

„Wollt Ihr Euch nicht nach dem Befinden der Königin erkundigen?“ begann Shrewsbury, als sie die Treppe zu ihren Gemächern emporstiegen.

„Nein. Aber das halte Euch nicht ab, es zu thun.“

„Ihr würdet Ihr gewiß willkommener sein.“

„Bemäntelt doch Eure Sehnsucht nicht. Ihr habt Maria Stuart seit gestern, also eine Ewigkeit, nicht gesehn.“

„Elisabeth!“ flehte er mit einem Blick auf die Frauen und Diener, welche ihnen respectvoll entgegen kamen. „O warum mußte die Königin ihrer Feindin gerade unser Haus zum Gefängniß, uns zu ihren Kerkermeistern wählen. Gott ist mein Zeuge: Ich wollte, Maria Stuart hätte Hardwick Hall nie gesehen!“

„Ich glaube Euch doch nicht!“

Damit verabschiedete sie sich, Müdigkeit vorschützend, von ihrem Gemahl und zog sich in ihre Zimmer zurück.

Dann ward es still im großen Hause.

In der Gallerie, welche im zweiten Stock an der ganzen Ostfronte sich hinziehend, hundertfünfundzwanzig Fuß lang ist, waltete Dämmerlicht und gibt den Portraits gespenstisches Leben.

Da ist die unglückliche Lady Jane Grey an ihrem Harpsichord, das Psalmbuch in der Hand; da Jakob V. von Schottland mit seiner Gemahlin Maria von Guise, beide blond, mit feinen, länglichen Gesichtern; und da — ihr Bild, das Bild des Gastes von Hardwick Hall: Maria Stuart!

Ja, dies blasse, abgemagerte Antlitz ist das der berühmten Schönheit, oder vielmehr diese Züge sind das Werk des Grams; und der Maler war ehrlich genug, der Königin nicht zu schmeicheln, sondern ein Bild des Grams zu malen.

Wo ist sie selbst?

Die Thür dort am Ende der Gallerie führt uns in den Audienzsaal. Ein prächtiger Raum von seltener Höhe. Die Stühle sind meist mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, der aber über und über von köstlicher Gold- und Silberstickerei bedeckt ist. Vorhänge von Goldstoff schmücken die Fenster. Gegenüber dem Eingang erhebt sich ein schwarzsammetner Baldachin über zwei vom Boden durch Stufen erhöhten Stühlen.

Jetzt über einen kurzen Corridor in ein kleineres, aber nicht weniger reich ausgestattetes Gemach.

Das Getäfel an den Wänden wie an der Decke, die gewirkten Tapeten, die dunklen Möbel, das breite Fenster, das — anders, als diejenigen in der Gallerie — noch mit Glasmalereien geschmückt ist, machen einen ernsten Eindruck. Der eine Flügel ist geöffnet, und man blickt in den lichteren Abendhimmel über Wiesen und Felder nach dem Waldesgürtel.

Unweit vom Fenster, in hohem Lehnstuhl, saß die gefangene Königin. Sie trug ein carmoisinrothes Sammetkleid mit einem Mieder von schwarzem Atlas, Hängeärmel und hohen Stehkragen.

Das blasse abgehärmte Gesicht ruhte auf der aufgestützten Linken, die Rechte hielt ein Taschentuch.

Im Hintergrund des Zimmers, auf einem Schemel, saß die Kammerfrau Johanna Kennedy.

Sonst befand sich Niemand im Gemach.

Ein Seufzer der Königin brach das lange bange Schweigen. Sie fuhr mit der Hand über die Stirn. War's, um Hoffnungen oder Erinnerungen fortzuscheuchen?

„Hanna!“ sagte sie. „Sieh da, es dämmert schon.“

„Soll ich nach Licht rufen?“

„Nein, Hanna, das ist ein Dunkel, das mit dem Licht nicht kost .... Wie herrlich der Abend duftet!“

„Es wird kühl. Darf ich das Fenster schließen?“

„Laß mich auch die freie Luft noch athmen! Ist der Lord schon zurück?“

„Ja, ich hörte sie vor einer Viertelstunde kommen."

„Ich nicht, denn ich dachte — ach, ein ganzes Leben denkt sich ja in einer Stunde. Wenn man es nur auch so leicht leben könnte!.... Wenn die Gräfin kommt, sag', ich sei krank. Sie quält mich nur. Und wenn der gute Shrewsbury mich sprechen will, entschuldige mich ebenfalls. Sonst quält sie ihn.... Und woran hast Du gedacht, meine gute treue Hanna?"

„Ich, meine Königin? ich dachte, wenn Herzog Norfolk ausführt —"

Die Königin unterbrach sie mit einer hastigen Bewegung.

„Still!"

Nach einer Weile fuhr sie mit einem bittern Lächeln fort: „Hoffnungen!.... Du hättest besser gethan, das Lied zu lernen, das uns Shrewsbury gebracht hat."

„Das vom Frühling?" rief das Mädchen, „o, das kann ich schon."

„So sing' mir's vor.... Nein, oder spiele nur die Laute und sprich dazu die Verse her!"

„Aber ich werde sie nicht gut sprechen."

„Du wirst sie süß wie mein Lehrer Ronsard seine Verse sprechen," scherzte die Königin.

Die Kennedy erhob sich, nahm die Laute vom nahen Tisch und griff einige Accorde. Sie befand sich dem Fenster gegenüber, und wie ihr Auge nach dem Himmel schaute, wo jetzt der Mond im Blauen stand, ward ihr Gesicht hell beleuchtet und hatte etwas Verklärtes.

„Weißt Du auch, von wem die Verse sind?" fragte die Königin, bevor jene zu sprechen begann.

„Nein," stammelte das Mädchen verlegen und zur Erde zurückkehrend.

„Von Henry Howard, Grafen von Surrey."

„Von dem edlen, kühnen, unglücklichen Surrey?!" rief das Mädchen mit aufrichtiger Wärme.

„Ja, von demselben, den König Heinrich so tödtlich liebte."

„Er starb auf dem Schaffot..." flüsterte die Kennedy.

„Durchs Henkerbeil," versetzte Maria Stuart dumpf, „aber das ist lange her, und seitdem ist manches edle Blut geflossen.... Beginne!"

Das Mädchen spielte die Laute und sprach dazwischen die Verse Surrey's, deren Anfang ungefähr also lautet:

„Der süße Frühling, der mit Blüthen uns beglückt,
Der Frühling kam, und schon ergrünten Berg und Thal.
Es singt die Nachtigall, mit Federn neu geschmückt;
Die Taube zwitschert schon vertraut mit dem Gemahl....
. . . . . .
. . . . . .

„Ich bitte Dich, sage die letzten beiden Verse noch einmal," sprach Maria, als ihre Dienerin geendigt hatte.

„Ich sehe alle Welt erlöset und entzückt,
Indessen mich mein Gram tiefer, denn je bedrückt."

Maria Stuart wiederholte hierauf selbst diese beiden Verse.

„Armer Surrey," sagte sie.

Dann versank sie in dumpfes Brüten.

Plötzlich richtete sie sich empor; ihr Gesicht leuchtete von gespenstischer Blässe, und die Augen starr geöffnet, die Hände weit von sich streckend, schrie sie mit gellender Stimme:

„Hilfe!... Dort!... der Henker... das Beil!... Hilfe!!"

Dann brach sie der hinzustürzenden Kennedy bewußtlos in die Arme. [2770]

Die Gäste des Lord Shrewsbury. Zeichnung von Philippi.

Der Fürst von Crouy-Chanel.

Von Georg Hesekiel.

Es machte gewiß auf die Leser überall einen sonderbaren Eindruck, als um die Zeit des französisch-italienischen Befreiungskrieges 1859 und in den Jahren darauf die Zeitungen Allerlei von einem Franzosen zu melden hatten, einem Marquis von Crouy-Chanel, welcher behauptete, in directer Linie von Vater auf Sohn, von dem alten ungarischen Königsgeschlecht der Arpaden abzustammen, und der deshalb nicht nur die ungarische Krone, sondern auch die Estensischen Hausgüter des Herzogs Franz von Modena beanspruchte.

Diese Ansprüche erschienen den Meisten chimärisch, sie waren indessen in einem Punkte wenigstens durchaus ernsthaft gemeint und, weiter ersichtlich, von langer Hand vorbereitet; was freilich die ungarische Krone betrifft, so konnte man leicht bemerken, daß die Angriffe auf die Stephanskrone des Kaisers von Oesterreich nur Scheinangriffe waren, welche das Vorgehen gegen das eigentliche Angriffsobject nicht maskiren, sondern unterstützen und ihm einen hochpolitischen Glanz verleihen sollten. In Bezug auf die Krone des heiligen Stephan meldeten die Zeitungen nämlich nur, daß der Prätendent einen „groben" Brief an den Kaiser von Oesterreich geschrieben, den dieser wahrscheinlich nie erhalten hat, und daß er eine Proclamation an die Magyaren gerichtet habe, die wir zwar nie gesehen haben, von der wir aber gern glauben wollen, daß sie hochtönend genug gelautet haben mag.

Das eigentliche Angriffsobject des Marquis von Crouy-Chanel aber waren die Estensischen Erbgüter des damals schon vertriebenen Herzogs von Modena. Diese waren einst durch eine Erbtochter an das Erzhaus, an Oesterreich gekommen, welches dann auf dieselben hauptsächlich eine Tertiogenitur, Oesterreich-Este oder Modena, fundirt hatte.

Der Marquis von Crouy-Chanel behauptete nun als Abkömmling einer viel ältern Prinzessin von Este Ansprüche auf diese Hausgüter des vertriebenen Herzogs von Modena zu haben und strengte einen Proceß gegen den Herzog Franz V. vor den Gerichten in dessen ehemaliger Hauptstadt selbst an. Von den Gegnern des Herzogs von Modena, von den zahlreichen Feinden des Hauses Oesterreich in Italien wurde diese Klage mit großer Freude und Schadenfreude begrüßt und trotz Bedenklichkeiten aller Art, welche entgegen standen, von dem Gerichtshofe angenommen. Der Proceß soll einen für Crouy-Chanel günstigen Verlauf genommen haben, so melden einzelne Zeitungsnachrichten; ob er überhaupt beendigt ist oder ob er noch schwebt, wissen wir nicht, in der letzten Zeit hat mit Sicherheit darüber Nichts verlautet; bekannt aber ist, daß das Auftreten des Prätendenten in den Augen Vieler eine bedeutsame Folie dadurch erhielt, daß der damalige Kaiser der Franzosen ihm nicht nur gestattete, den Fürstentitel zu führen, sondern ihm auch eine Pension gab.

Wir wollen nun zunächst mittheilen, was uns über die Person des Prätendenten bekannt geworden, dann aber kurz nachweisen, daß die Abstammung der Crouy-Chanel von dem ungarischen Königsgeschlecht der Arpaden, mithin auch die Ansprüche des Fürsten von Crouy-Chanel auf die Estensischen Hausgüter, nichts weniger, als bewiesen sind, daß die dafür vorgebrachten Beweise in keiner Weise genügen können.

Franz Claudius August, Graf (dann Marquis, Fürst) von Crouy-Chanel de Hongrie ist am 31. December 1793 zu Duisburg (getauft daselbst am 1. Januar 1794) geboren; wahrscheinlich hielten sich seine Eltern (Claudius Franz von Crouy-Chanel und Marie Charlotte von Bagel d'Urfé) damals als Emigranten in Preußen auf. Wir wissen nicht, wann die Familie nach Frankreich zurückgekehrt ist. Ein Vetter, ebenfalls Claudius Franz, wie der Vater unseres Helden geheißen, war Kammerherr am Napoleonischen Hofe und starb 1844, ohne aus zwei Ehen männliche Nachkommen erzielt zu haben. Dieser Crouy war Graf des Kaiserreichs, und es scheint, daß dieser Titel auf unsern Helden später auch übergegangen ist. Nach der Restauration der Bourbonen erscheint derselbe in officiellen Actenstücken als Mr. de Hongrie, Marquis de Crouy-Chanel, während sein Vater zur selben Zeit Graf von Crouy genannt wird. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß die Crouy-Chanel zur Führung dieser Adelsprädicate berechtigt waren und sind. Der Marquis von Crouy war 1814 bei den rothen Compagnien der königlichen Haustruppen eingetreten, doch wird er schon im Sommer 1816, als ihm Ludwig XVIII. das Kreuz des heiligen Ludwig verlieh, in dem Patent als Officier außer Diensten bezeichnet; er scheint sich seitdem mit politischen, finanziellen und industriellen Unternehmungen im Großen beschäftigt zu haben. Wir erfahren von ihm zunächst, daß er 1820 oder 21 zu Gunsten der griechischen Erhebung eine Denkschrift an den damaligen französischen Conseilpräsidenten Herzog von Richelieu richtete, welche nicht ohne Einfluß geblieben sein soll. Im Jahre 1823 war er für König Ferdinand VII. von Spanien thätig, um diesem eine Anleihe zu negociiren, welche auch glücklich zu Stande kam. Der Marquis soll für diese Anleihe als Unterhändler derselben eine Million Francs erhalten, diese Summe aber schon im folgenden Jahre bei einem industriellen Unternehmen wieder eingebüßt haben. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Anlage französischer Tuchfabriken in Spanien, welche total scheiterte. Einige Jahre später hegte die französische Regierung einen Plan, auf welchen in den letzten Zeiten Kaiser Napoleon III. unglücklich genug zurückgekommen ist, nämlich den, in Mexico die Monarchie an die Stelle der Republik zu setzen. Der leitende Minister Frankreichs im Jahre 1827, Graf Villèle, wollte einen spanischen Infanten, den Bruder Ferdinand's VII., den Prinzen Don Francisco da Paula nach Mexico senden und beauftragte den Marquis von Crouy-Chanel mit der Einleitung zu diesem Plan. Crouy, der, wie wir schon gesehen haben, Verbindungen am spanischen Hofe hatte, begab sich nach Madrid, sah sich aber dort von einer Seite abgewiesen, von welcher er es schwerlich erwartet hatte, nämlich von Ferdinand VII., welcher als König von Spanien und beiden Indien die abgefallenen mexikanischen Provinzen in keiner Weise abtreten wollte, auch nicht an seinen Bruder. Indessen besaß Crouy Gewandtheit genug, sich trotz der Abweisung, die er beim Könige gefunden, mit dem Infanten Don Francisco da Paula in directe Verbindung zu setzen und von ihm Vollmachten zur Einleitung der Verhandlungen zu erhalten. Die erste dieser Vollmachten finden wir im Wortlaut wie folgt:

„Wir, Infant von Spanien, ertheilen durch diese Briefe und Instructionen dem Marquis August von Crouy unumschränkte Vollmacht, um sich für Uns und in Unserem Namen den Ministern und sonstigen Chefs der Regierung von Mexico zu dem Zwecke vorzustellen, um mit ihnen über die Bedingungen sich zu einigen und zu unterhandeln, unter welchen Wir von der mexikanischen Nation zum Kaiser proclamirt werden sollen, indem Wir im Voraus versprechen, alle Verpflichtungen anzuerkennen, welche er in dem Interesse der Würde Unserer Person und des mexikanischen Volkes eingehen wird.

„Wir ermächtigen denselben vor allen Dingen in Unserem Namen zu versprechen: 1) daß alle von der gegenwärtigen Regierung eingegangenen Verpflichtungen von Uns ratificirt und anerkannt werden; 2) daß alle Civil- und Militärbeamten in ihren Graden und Würden erhalten bleiben sollen; 3) daß eine den gegenwärtigen Bedürfnissen der Nation und der Majestät des Thrones entsprechende Verfassung bei Unserer Ankunft in Mexiko verliehen werden soll; 4) endlich, daß Niemand wegen seiner diesem Acte vorhergegangenen Handlungen oder politischen Meinungen verfolgt werden wird.

„Gegeben zu Madrid in Unserem Schlosse, den 11. Januar 1827, und untersiegelt mit Unserem Wappen. Folgt Siegel und Unterschrift: Francisco."

Von den andern Vollmachten heißt es nur summarisch: Durch eine andere Acte verpflichtete sich der Infant, bei seiner Abreise von Spanien die Titel und Würden zu bestätigen, welche der Marquis von Crouy den Ministern und Mitgliedern der Regierung verliehen haben würde, und außerdem ermächtigte er den Unterhändler, im Namen des künftigen Kaisers eine Anleihe von einer Million Lst. zu contrahiren. Endlich wurden ihm besondere Instructionen gegeben, um bei Lord Canning die Unterstützung Englands zu betreiben, welchem man dafür beträchtliche Handelsvortheile anbot.

Wir haben keinen Grund, an der Echtheit und Richtigkeit dieser Vollmachten zu zweifeln, denn als Crouy mit denselben nach Paris zurück kam, war es König Karl X., welcher sich weigerte, ein Project der Art ohne Wissen und Willen des Königs von Spanien zu unterstützen. Er sagte von seinem Standpunkte aus vollkommen richtig: „Es wäre ebenso, wenn der Dauphin oder der Herzog von Orleans die Souverainetät über eine meiner abgefallenen Colonien ohne meine Zustimmung annehmen wollte, ich werde diesen Plan niemals unterstützen."

Indessen auch diese zweite Niederlage — er hatte mit den Königen kein Glück — schreckte Herrn von Crouy nicht ab, er ging nach England, nachdem er vorher für den künftigen Kaiser von Mexiko ein Ministerium componirt hatte, welches aus dem Herzoge Alexander Talleyrand von Dino, dem Grafen von La Roche Aymon und dem königlichen Flottencapitän Le Gallois bestanden haben soll. Wir gestehen, daß uns die wirkliche Constituirung dieses Cabinets problematisch erscheint, aber jedenfalls waren die drei genannten Herren in das Unternehmen eingeweiht. In England hatte übrigens Crouy mit den Ministern nicht mehr Glück, wie in Spanien und Frankreich mit den Königen. Canning verlangte nämlich, ehe er sich auf irgend was einlassen könne, daß Crouy seine Vollmachten deponire; das konnte derselbe aber nicht, ohne die Person des Infanten zu compromittiren. Damit hatte die

mexikanische Verhandlung factisch ein Ende, und wir fügen nur noch hinzu, daß der Infant Don Francisco da Paula sich mit seinem Bruder, dem Könige verständigte und die Crouy ertheilten Vollmachten zurückforderte; die Kosten Crouy's, die sich auf 316,000 Fr. beliefen, sollten durch eine Anweisung des Infanten, zahlbar in 6 Jahren, gedeckt werden, sind aber niemals erstattet worden, wie es heißt, weil dem Mandatar des Herrn von Crouy, einem Herrn Letoust die Anweisung 1830 in Spanien mit Gewalt abgenommen worden ist.

Bald darauf ist der Marquis von Crouy-Chanel für den König Don Miguel von Portugal in Paris thätig gewesen; er suchte die Anerkennung Don Miguel's durch Frankreich zu erwirken, wie bekannt ohne Erfolg. Nach der Juli-Revolution gehörte er zu den Anhängern der vertriebenen Dynastie und scheint so unbequem geworden zu sein, daß sich die Juliregierung seiner zu entledigen suchte. Eines Tages erschien ein Mensch bei ihm, der sich für einen Agenten des Hofes von Holyrood ausgab und ihm 14 Banknoten übergab, welche zur Unterstützung nothleidender Legitimisten bestimmt waren; diese Banknoten aber waren falsch, der Marquis wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Vor Gericht erklärte der Marquis einfach, daß er in eine Falle gegangen sei, welche ihm der Polizeipräfect Gisquet gestellt habe, und wußte das so klar darzuthun, daß seine sofortige Freisprechung erfolgte.

Wann nun Herr von Crouy-Chanel mit dem Hofe der Tuilerien, mit den Orleans in nähere Verbindung trat, ist uns nicht ganz klar, jedenfalls aber führte er geheime Unterhandlungen zwischen Paris und Rom und zwar durch die Schwester Louis Philipp's, Prinzessin Adelaide, jene kluge und feste Dame, welche die Seele der Politik des Hauses Orleans war. Welchen Zweck die Verhandlungen mit Rom hatten, vermögen wir nicht anzugeben, jedenfalls war man zu Rom mit seiner Thätigkeit ebenso zufrieden wie zu Paris, denn er erhielt unter dem 3. Februar 1848 einen päpstlichen Naturalisationsbrief für seine beiden Töchter und unter dem 29. Februar desselben Jahrs das Commendatorkreuz des Ordens vom heiligen Gregor. In beiden päpstlichen Breven wird Crouy mit folgendem Titel angeredet: „Dilecto filio Francisco Claudio Augusto, Hungariae Principi, Marchioni de Crouy-Chanel."

Wir wollen hier gleich bemerken, daß sich Crouy zweimal vermählte, zuerst mit Louise Remond von Montmort, des Generals Marquis Johann Ludwig Remond von Montmort Tochter; nach deren Tode aber mit einer portugiesischen Dame Cornelia Mendez da Costa. Aus dieser letzten Ehe stammen die beiden Töchter, denen der Papst den Naturalisationsbrief gab, die Eine von diesen beiden Damen ist ins Kloster gegangen, die Andere ist dem Marquis von Ferrières-Sauveboeuf vermählt worden. Sehr interessant ist es übrigens, daß der jüngere Bruder unseres Fürsten Graf Heinrich von Crouy sich 1844 in Ungarn mit Grundbesitz ansässig machte und jetzt noch dort lebt, daß seine Söhne in der kaiserlichen Armee dienten und noch dienen; man sieht, daß die Prätendentschaft auf die Krone des heiligen Stephan eben nicht sehr ernsthaft genommen wurde, weder von Oesterreich, noch von den eignen Verwandten des Prätendenten.

Nach päpstlicher Ansicht war also der Marquis von Crouy-Chanel ein princeps Hungariae, ein Prinz aus dem königlichen Geblüt der Arpaden, und voll berechtigt, den königlich ungarischen achtmal von Roth und Silber quer gestreiften Schild mit der Legende „Sanguis Regum Hungariae" und dem „cri de guerre" des Königs Andreas II.: „Hierusalem!" zu führen. Unter dem 12. Juni 1860 nannte auch der Kaiser der Franzosen wirklich unsern Helden „Prince", aber wohlgestanden, nicht Prince de Hongrie, sondern Prince de Crouy-Chanel. Während so der Kaiser der Franzosen wohl mit Rücksicht auf einige Rechtssprüche, auf welche wir demnächst zurückkommen werden, sich wohl hütete, durch den Titel Prince de Hongrie eine königliche Abkunft von den Arpaden anzuerkennen und ihn zu einem Fürsten von Crouy-Chanel machte, wozu er vollkommen berechtigt war, trug der Kaiser von Oesterreich seinerseits kein Bedenken, dem Neffen des nunmehrigen Fürsten von Crouy-Chanel, dem Lancier-Lieutenant William de Crouy-Chanel de Hongrie unter dem 22. März 1860 die Erlaubniß zu ertheilen, das Ehrenkreuz des Malteser-Ordens anzulegen, zu welchem er durch seine Geburt berechtigt sei. Man erkennt also in Oesterreich die arpadische Abkunft der Crouy an und fürchtet sie trotz derselben nicht! Es hat mit dieser arpadischen Abkunft aber trotz der producirten Stammbäume, trotz der alten Pergamente und der loyalen Ueberzeugung ihrer Vertheider, von ihrem ersten Auftauchen an bis auf den ehrlichen Demokraten Germain Sarrut (sein Buch: Les fils d'Arpad erschien 1861 zu Paris) hinunter, sehr wenig auf sich. Andreas II, König von Ungarn, aus erster Ehe mit der Königin Gertrudis war er Vater der heil. Elisabeth, heirathete in zweiter Ehe Yolanthe von Courtenay, in der dritten aber Beatrix von Este; aus dieser dritten Ehe kam Stephan, welcher die schöne Venetianerin Thomasa Morosini heirathete, aus welcher Ehe er einen Sohn gewann, der später König Andreas III., genannt der Venetianer, wurde und am 14. Juni 1301 starb. Das Alles steht urkundlich fest, darüber hinaus aber behaupten nun die Herzoge von Croy-Havre und Croy-Solre plötzlich, von Stephan, dem Vater des Königs Andreas III. abzustammen, was selbst noch Graf Montalembert in seiner Geschichte der heiligen Elisabeth zu erweisen sehr unglücklich unternahm. Unser berühmter deutscher Genealog Christian von Stramberg wies in der Encyclopädie von Ersch und Gruber so klar als nur möglich nach, daß keinerlei giltiger Beweis für solche Abstammung beigebracht sei. Nun aber traten auch noch die Crouy-Chanel auf, aus einer ziemlich obscuren Sippe in Dauphiné, und behaupteten ihre directe Abstammung von König Andreas III. Sie führen nun dafür an: „König Andreas III. sei im Exil gestorben, noch vor ihm aber seine beiden Söhne Felix und Marcus. Felix habe aus seiner Ehe mit Guigonne von Lachambre (zum vornehmsten Adel von Savoyen gehörig) unter andern Kindern auch einen Sohn Anton hinterlassen, der sich zuerst von Crouy-Chanel nannte und ihr Ahnherr sei. An sich ist die Geschichte durchaus nicht unglaublich, aber bewiesen ist sie in keiner Weise. Es fehlt freilich an Urkunden gar nicht, aber der Beweis fehlt, daß diese Urkunden echt sind. Die Unechtheit der Beweisurkunden nachzuweisen, diese Mühe haben sich die Herren Prätendenten gegenseitig selbst gegeben, nämlich die Herren Herzoge und Fürsten von Croy-Havre und Croy-Solre haben bewiesen, daß die Urkunden der Grafen von Crouy-Chanel nicht echt, und die Herren Grafen haben dafür den Herren Herzogen denselben Dienst geleistet. Die Herren aus der Dauphiné erklärten ganz ungeschminkt: „Die Familie von Croy d'Havre und Solre stammt von ganz vorzüglichen Bürgersleuten, Schöppen und Bürgermeistern von Amiens, hat aber nirgendwo einen Berührungspunkt mit einem Königsgeschlecht." In dieser Sache erließ der Pariser Appellhof am 12. Mai 1821 ein Urtheil, welches dem Hause Croy untersagt, sich des königlich ungarischen Wappens zu bedienen, weil der Beweis für die Abstammung von den ungarischen Königen nicht erbracht worden sei. Dieses Verbot hat Rechtskraft gewonnen, aber den Crouy-Chanel erging es eigentlich noch übler, denn ihnen wurde von dem Pariser Appellhof 1828 sogar das Recht auf den Namen Croy abgesprochen. Dieses Urtheil wurde zwar durch den Cassationshof am 6. April 1830 annullirt, aber nur, weil dasselbe formell gegen einen Artikel der Verfassung verstieß. Seit dem haben sich die Herren aus der Dauphiné nicht mehr Croy, sondern Crouy genannt, wie es ihnen zukommt. Wir sind nun der Ansicht, daß die Fürsten von Croy ursprünglich nur durch die Aehnlichkeit der Wappen verleitet wurden: Hierusalem! zu rufen und an eine Verwandtschaft mit den königlichen Arpaden zu glauben, daß sich nach und nach in sagenhafter Gestaltung solche Ansichten festsetzten, die Zweifel schwanden und der genealogische Anspruch endlich zuversichtlich auftrat. Die Crouy-Chanel dagegen bemerkten plötzlich, daß sie beinahe auch Croy hießen, und daß sie auch ein roth und weiß gestreiftes Familienwappen hatten, es lag nahe genug, daß auch sie nun an eine arpadische Abkunft glaubten. Ueber die Aechtheit der Urkunden braucht man kein Wort zu verlieren, seitdem die französischen Gerichte die Ansprüche verurtheilt haben; es ist aber bekannt genug, daß es in Frankreich eine Periode gab, in welcher Urkunden, namentlich aber Adelsurkunden, in der allergewissenlosesten und nicht immer in ungeschickter Weise gefälscht wurden.

Wir kommen nun auf den Fürsten von Crouy-Chanel zurück. Der Proceß gegen den Herzog Franz von Este hat ihm schwerlich goldene Früchte getragen, und die kaiserliche Pension hinderte ihn nicht, sich auf allerlei, mehr oder minder gewagte, industrielle Unternehmungen und Geldspeculationen einzulassen; im Allgemeinen gerieth sein Name schon in Vergessenheit, als derselbe 1865 plötzlich in dem großen Betrugsprocesse gegen den Kassirer Berthomé vom Untercomptoir der Eisenbahngesellschaft wieder auftauchte. Die Anklage bezifferte einen Unterschleif von mehr als 3 Millionen Francs, und der Fürst von Crouy-Chanel wurde beschuldigt, von Berthomé bedeutende Summen verlangt und erhalten zu haben, die dieser ihm nicht abzuschlagen gewagt haben sollte, weil Crouy den verbrecherischen Erwerb gekannt habe. In dem Proceß gegen Berthomé erschien Crouy nicht, aber er stellte sich nach einigen Wochen freiwillig. Vor den Assisen des Seinedepartements angeklagt, leugnete er, daß er den verbrecherischen Erwerb der Summen, die er von Berthomé geliehen, gekannt habe, wurde aber, trotz glänzender Vertheidigung, von den Geschwornen, unter Annahme mildernder Umstände, für schuldig erklärt und vom Gericht zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Und im Gefängniß ist der gewandte und hochbegabte Mann gestorben, der so hohe Adelstitel getragen, der Ansprüche auf königliche Abkunft nicht nur, sondern auch auf die Königskrone Ungarns selbst erhoben, der um das uralte Erbe von Este processirt hatte und 74 Jahr alt als Betrüger verurtheilt wurde. Er war von dem Holze, aus dem die Abenteurer im großen Styl früherer Jahrhunderte waren; er streift an die spanischen Conquistadores, wollte er doch ein Königreich in Mexiko begründen! er ließ sich mit allerlei industriellen Unternehmungen ein, wie St. Germain, er verhandelte insgeheim mit allerlei Höfen und Fürsten wie Ripperda, er machte Ansprüche auf Ungarn wie Racoczy und wie Jener vom Sultan, so nahm er vom Kaiser Napoleon eine Pension; endlich war Graf Franz Claudius August von Crouy-Chanel ein ebenso guter Edelmann wie der Freiherr Theodor von Neuhoff, und das Hospital, in welchem der König von Corsika starb, lag, geistig genommen, gewiß noch in der Gehörweite des Kerkers, in welchem der anspruchsvolle König von Ungarn und Markgraf von Este seinen Geist aufgab.

[2650]

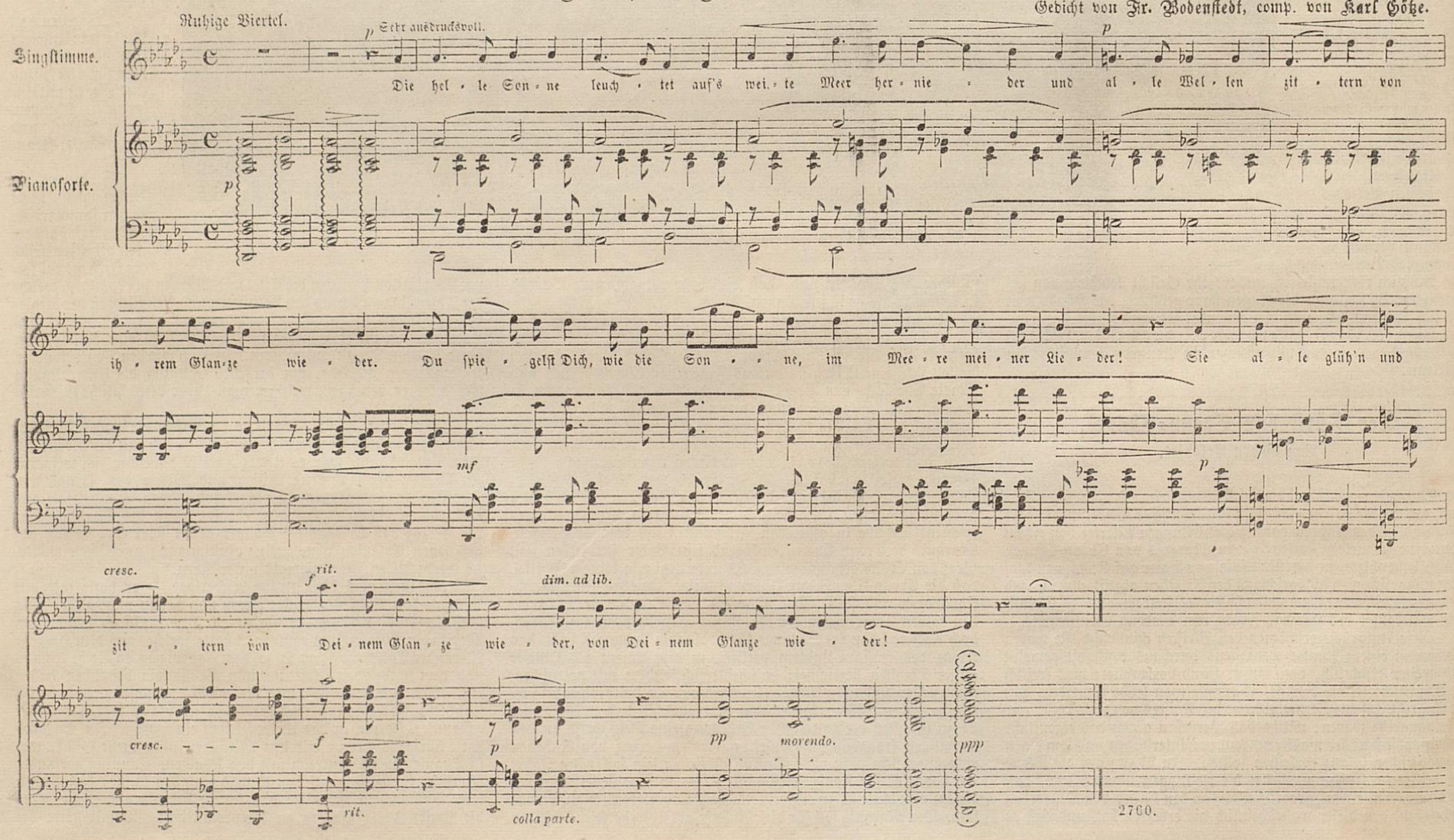
Sie will sich ihr Brod verdienen.

Eine New-Yorker Geschichte.

„Wie kannst Du so hart sein, John!" rief Barbara Berry, eine hübsche junge Frau, in einem Tone aus, von dem man nicht wußte, ob er der Vorbote eines heftigen Zornausbruches, oder — eines Thränenergusses sei. Deshalb sah auch der Gatte, welcher, am Kamin stehend, eben seinen Ueberrock zuknöpfte, mit besorgter Miene auf sie hernieder und sagte nach einer kurzen Pause:

Die helle Sonne leuchtet.

Gedicht von Fr. Bodenstedt, comp. von Karl Götze.



„Barbara, ich glaube, Du bist ungerecht."

„O freilich!" erwiederte sie schmollend, „ich bin es ja immer." Und damit brach sie, auf ein heftiges Aufbrausen verzichtend, in Thränen aus. „Aber niemals hätte ich erwartet," fuhr sie unter Schluchzen fort, „daß mein Gatte mir meine allererste Bitte schon abschlagen würde."

„Gewiß würde ich es nicht thun, Barbara," erwiederte er in seinem sanftesten Ton, um sie zu begütigen, „wenn es irgend etwas Vernünftiges wäre. Aber, einen Diamantring! Hast Du denn auch eine Idee, mein Herzchen, was ein solcher kostet?"

„Ich kann schon einen sehr hübschen für dreihundert Dollars erhalten."

Herr Berry schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich habe in der That," sagte er ernst, „kein Recht, dreihundert Dollars für solchen Tand auszugeben, während mein Compagnon auf jede mögliche Art und Weise sich einschränkt, damit Alles dem Geschäft zu gute komme."

„Tand?" schluchzte Barbara. „Das also ist die Rücksicht, welche Herr John Berry auf die Gefühle seiner Frau nimmt! — Ja wohl, Tand! — Ich bin Dir ja auch Nichts weiter, als Tand! O! o! — Ich wundere mich nur, warum Sie sich die Mühe gegeben haben, mich zu Ihrer Frau zu machen. Gewiß wird es Ihnen auch schon oftmals leid geworden sein seitdem."

„Barbara!" rief der Gatte vorwurfsvoll. Sie wußte freilich nicht, welche Anstrengungen er hatte machen, welche Last übernehmen müssen, um die Schulden ihres verstorbenen Vaters zu tilgen, um den Namen und das Andenken des Vaters seiner Barbara vor Schande zu bewahren. Aber sie sollte seine Opfer auch nie erfahren, niemals ahnen. „Barbara," sprach er nach einer Weile in gütigem Ton zu ihr, die sich, das Taschentuch vor den Augen, in einen Lehnsessel geworfen hatte, „mein süßes Weibchen, hast Du keinen Abschiedskuß für mich? Du weißt ja, daß ich eine ganze Woche lang in Geschäftsangelegenheiten wegbleiben muß."

Sie aber blickte weder auf zu ihm, noch rührte sie sich von der Stelle und schwieg hartnäckig. Da neigte er sich betrübt zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn: „Lebe wohl, Barbara!"

Sie antwortete ihm Nichts. Er ging hinweg, im Stillen seufzend; denn er liebte das hübsche, aber eigensinnige Kind mit aller Kraft seines braven Herzens, nur ihr launisches Wesen grämte und beunruhigte ihn sehr.

Kaum war die Hausthür hinter ihm ins Schloß gefallen, so sprang sie auf. „Ich habe meinen Entschluß gefaßt!" sagte sie laut vor sich hin. „Da meinem Mann so wenig an mir liegt, daß er mir schon die erste Bitte um Etwas abschlägt, will ich auch nicht mehr dableiben und — ihn auf immer verlassen. Er soll es inne werden, daß man meine Wünsche nicht so leicht mißachten darf. Denn, ich kann mir ja selbst mein Brod verdienen, ich kann mir selbst helfen und meine eigene Herrin werden, und — das will ich auch!"

Sie ging die Treppe hinauf in ihr kleines Zimmer, das ihr John so hübsch ausgestattet hatte, mit so liebevollem Sinn und so gutem Geschmack, mit Rücksicht auf all ihre Wünsche und Neigungen. Dort fing sie an entschlossen den kleinen Koffer zu packen, welcher Alles enthalten hatte, was sie ihrem Gatten mit in das Hauswesen brachte.

Dann schrieb sie einige Zeilen an ihren Gatten, worin sie ihre Absicht kund gab, sich und ihn von einem Bande zu befreien, das in der Länge der Zeit Beiden immer lästiger und unerträglicher werden müßte. Dieses Schreiben legte sie auf ihrem Toilettentisch so, daß es ihm bei seiner Rückkehr von der Geschäftsreise in die Augen fallen mußte.

Während der ganzen Zeit, da sie dies that, waren Barbara Berry's Augen trocken geblieben, und preßte sie die perlweißen Zähnchen, auf welche John so stolz war, auf die prächtig rothe Unterlippe. Aber als sie auf dem Schreibtische die schönen Ohrgehänge von Korallen, mit welchen er sie erst vor wenigen Wochen überrascht hatte, sowie die Uhr, ihr Brautgeschenk, und die vielen anderen Schmucksächelchen, mit welchen er ehedem von Zeit zu Zeit die Betheuerungen seiner Liebe bekräftigt hatte, mit einer gewissen Feierlichkeit und so auffallend als möglich ausbreitete, da glänzten Thränen in ihren Augen, und einen Augenblick lang schwankte sie in ihrem Vorhaben.

Aber diese Schwäche dauerte nur einen Moment; dann verhärtete sich wieder ihr Herz, und sie war entschlossener, als vorher. Sie setzte sich den Hut auf, welchen sie noch vor ihrer Verheirathung getragen hatte, wickelte sich in ihren alten schwarz und weiß gestreiften Shawl und begab sich in die Küche.

„Ellen," sprach sie zu ihrem jungen drallen Dienstmädchen, das am Feuer saß und Kartoffeln schälte, „Ellen, Du kannst Dich heimbegeben und eine Woche lang bei Deiner Mutter zum Besuch bleiben. Bis dahin wird Herr Berry wieder zurück sein und Dir weitere Anweisungen ertheilen."

„Tausend Dank, Madame," antwortete das Mädchen überrascht und voll Freude und ging sich zum Weggehen anzuschicken.

Frau Berry wartete, bis das Mädchen aus dem Hause war, dann nahm sie eine Papierrolle, ein Manuscript, zu sich, schloß die Hausthür hinter sich ab und schüttelte den Staub vor John Berry's respectabler Thürschwelle von ihren Füßen.

„Zwei oder drei Erzählungen und mindestens sechs Gedichte bringe ich sicher jede Woche fertig," sagte sie zu sich selbst. „Warum soll ich also auf diese Weise nicht mein anständiges Auskommen gewinnen?" Nur war Barbara unschlüssig, welcher der bestehenden belletristischen Zeitschriften sie zuerst die Gelegenheit geben sollte, sich ihrer ausgezeichneten Mitarbeiterschaft versichern zu können. Endlich war der „Magnet" so glücklich, den Preis ihrer Wahl zu erhalten. Nachdem sie in einer Conditorei den Wohnungsanzeiger zu Rathe gezogen hatte, wandte sich Barbara einer ziemlich engen Straße zu, wo sich in einem Hofgebäude drei Treppen hoch — sehr finstere und sehr steile Treppen — das Redactionsbureau des „Magnet" befand.

Auf ihr schüchternes Anklopfen ertönte von innen ein kurzes Herein, und sie betrat ein kleines Zimmer, in welchem ein gutmüthig aussehender Mann, buchstäblich in einem Walle von Papieren, Manuscripten und Briefen verschanzt, an einem ebenso einfachen wie abgenützten Schreibtische saß und arbeitete.

Barbara trug erröthend und verwirrt ihre Geschichte vor und übergab sodann die mit einem rosa Seidenbande zusammengebundene Rolle Manuscripte.

„Hm — so!" murmelte der Redacteur, mit einem leidenden Blick und einem Seufzer die zierlich beschriebenen Blätter durchfliegend. „Verse — Liebesgeschichten — — hm — ja — — Ihnen sehr verbunden, Madame. Haben aber wirklich schon zu viel von dergleichen, viel mehr, als wir brauchen, binnen Jahren brauchen."

„Was würden Sie mir rathen, nun zu thun?" fragte die Enttäuschte.

„Aufrichtig gesagt," erwiederte er, „würde ich an Ihrer Stelle heimgehen, meine sämmtlichen poetischen Werke verbrennen und irgend etwas Anderes unternehmen."

„Und Sie glauben nicht, daß eine andere Zeitung —"

Er zuckte die Schultern. „Sie können es ja versuchen — —"

Arme Barbara! Welch ein Schlag! Denn sie las es in dem ehrlichen Gesicht des Mannes — und war klug genug, es zu glauben — daß sie sich mit der Feder vorläufig ihr Brod nicht verdienen könne.

„Ich verstehe aber auch wunderschön zu sticken," dachte Frau Berry bei sich, als sie vor dem Schaufenster eines großen „Ausstattungs-Etablissements" stand.

Sie trat in den Laden ein und wurde auf ihre Anfrage in ein Hinterzimmer gewiesen, wo der erste Commis müßig hin und her schlenderte.

„Ich möchte gern Arbeit im Sticken erhalten," brachte sie furchtsam vor und fügte zögernd hinzu: „Uebung und Geschick habe ich ziemlich, und —"

„Nun," meinte der Commis, mit einem gewissen Zweifel im Blick und in der Stimme, „Sie können einige Arbeit zur Probe erhalten."

„Und — entschuldigen Sie die Frage — wie ist — was bezahlen Sie?"

„Fünfzig Cents per Tag. Dafür müssen Sie um sieben Uhr Morgens an der Arbeit sein und können Abends sieben Uhr heimgehen. Für Kost und Logis haben Sie natürlich selbst zu sorgen!"

Barbara machte große Augen. „Fünfzig Cents per Tag," stammelte sie, „das macht ja nur drei Dollars die Woche aus. Und dafür kann man ja nicht einmal Kost und Wohnung bestreiten!"

„Das ist Ihre Sache," bemerkte der Mann sehr gleichgiltig und hinter der vorgehaltenen Hand gähnend.

„Unter solchen Bedingungen ist mir nicht möglich zu arbeiten."

„Wir zwingen Niemand!" war die ganze Entgegnung. —

Barbara's nächster Versuch war, als Nähterin bei einer Dame beschäftigt zu werden, welche in der Zeitung eine solche suchte. Eine lange, hagere Dame, in einen verblichenen gelben Schlafrock mit grünem Aufputz gehüllt, empfing sie.

„Sind Sie die junge Person, welche nähen will?"

„Ja, Madame."

„Verstehen Sie Kinderkleider zu machen?"

„Ich habe dies zwar nie versucht, Madame; allein ich zweifle nicht, daß ich es zu Stande bringen werde, wenn ich gute Muster erhalte."

„Ich verlange außerdem, daß Sie meine eigenen Kleider zuschneiden und fertig machen können."

„Es thut mir leid, daß ich das nicht verstehe," sagte Frau Berry, „denn ich habe noch niemals ein Kleid gemacht."

Die Dame wurde starr, aber nicht wie eine Bildsäule. „Was?" rief sie aus. „Eine Nähterin und niemals ein Kleid gemacht! In der That, Jungfer, das ist mir neu! Und welchen Lohn wollen Sie denn dann beanspruchen?"

Frau Berry erhob sich erröthend und sagte: „Ich sehe, Madame, daß ich Ihren Anforderungen wohl kaum entsprechen kann."

„Das sehe ich auch," entgegnete die Dame in schneidendem, rücksichtslosem Tone und rief dem Stubenmädchen zu: „Betty, führe die Frauensperson zur Thüre."

Wiederum hatte Barbara einen verfehlten Versuch gemacht!

Nun fiel ihr ein Zeitungsinserat in die Augen, durch welches eine Erzieherin gesucht wurde. „Kleine Kinder werde ich doch wenigstens unterrichten können," ermuthigte sie sich selbst.

Frau Parley war zu Hause — eine auffallend gekleidete Dame mit kurzen, blonden Locken und goldenen Augengläsern, welche in das Besuchszimmer hereingesegelt kam gleich einer Fregatte unter dem Drucke all ihrer Leinwand.

„O! — Ja! — Nun wohl, meine Liebe, worin können Sie unterrichten?"

„Im Piano und auf der Guitarre, im Französischen und Deutschen, sowie in all den Elementarwissenschaften, welche eine gute englische Erziehung verlangt."

„Das ist Alles recht schön," erwiederte Frau Parley, mit dem Lockenhaupt nickend, „verstehen Sie aber auch etwas Latein?"

Barbara hatte auf diese Frage nur einen erstaunten Blick.

„Ja, sehen Sie," setzte die Dame erläuternd hinzu, „meine beiden ältesten Jungen bereiten sich für die Schule vor, und wenn die Erzieherin ihnen ein wenig dabei helfen könnte, wäre mir dies sehr lieb."

„Darf ich fragen, wieviel Zöglinge ich haben werde?" versetzte Barbara mit Zagen.

„Wenn wir Marian ausnehmen, die erst drei Jahre alt, also zum Lernen noch zu jung ist, sind es nur acht; da ist Fred und Harry im Latein, in der Mathematik und in der alten Geschichte, Tom und Willie in den Elementargegenständen, Josephine, Sarah, Mary Ella und Ida, alle gescheite und gelehrige Mädels. Selbstverständlich müßten Sie Ihre ganze Zeit den Kindern widmen. Ich hab' es gerne, daß die Kinder früh aus dem Bette kommen, und da ich mir keine zweite Kindermagd halten kann, müßten auch Sie dieselben ankleiden helfen und eine Stunde lang vor dem Frühstück im Parke spazieren führen. Für die Kinder wird ein besonderer Tisch gedeckt, und Sie würden mit ihnen gemeinschaftlich Ihre Mahlzeiten einnehmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung," schloß die Dame ihre Instruction, „Sie sollen es hier wie zu Hause haben."

„Und was würde ich als Salair erhalten?" wagte Frau Berry bescheidentlich zu fragen.

„O, das Salair! Wir haben bis jetzt den Erzieherinnen jedesmal zwanzig Dollars per Monat gegeben."

Zwanzig Dollars im Monat! Welch ein dürftiger Gehalt! Aber es war doch besser, freie Station und zwanzig Dollars für den Monat zu haben, als für fünfzig Cents pro Tag zu sticken und seine Auslagen bestreiten zu müssen. Nach kurzer Ueberlegung und mit einiger Zaghaftigkeit sagte daher Barbara: „Ich bitte Sie, es mit mir zu versuchen."

Am Ende des dritten Tages ließ Frau Parley die Erzieherin zu sich rufen. „Frau Berry," sagte sie kühl, „mein lieber, kleiner Harry beklagt sich, daß Sie ihn diesen Morgen geschlagen haben."

„Allerdings gab ich ihm einen Klaps," gestand Barbara entschlossen, „er zerrte Sarah bei den Haaren und ließ sie auch auf meine wiederholten Mahnungen nicht in Frieden."

„Ich gestatte Niemand, meine Kinder zu schlagen," sagte Frau Parley, „und am allerwenigsten meinen Harry. Denn er ist so zart organisirt, daß er unter schlechter Behandlung fürchterlich leidet. Haben Sie die Güte, sich dies für die Zukunft zu merken, Frau Berry. Und dann beschwert sich auch Josephine, daß Sie dieselbe gescholten haben."

„Ich mag etwas barsch zu ihr gesprochen haben. Aber sie neckte ihre Schwestern und achtete nicht auf den Unterricht."

„Ich bitte Sie, Frau Berry, künftig nur in gütigem Ton zu Ihren Zöglingen zu sprechen. Denn meine Kinder sind so sehr sensitiv, — es sind sozusagen menschliche Mimosen."

Barbara verfärbte sich. „Wenn ich keine Autorität über meine Zöglinge ausüben darf, Frau Parley, dann bin ich nicht im Stande, sie zu unterrichten," sagte sie erregt.

„So!" erwiederte Frau Parley, „ja dann, Frau Berry, müssen wir eben irgend Jemand aufzufinden suchen, der dies vermag. Ich will Sie darum ferner nicht mehr bemühen und glaube, daß es am besten ist, wenn Sie Morgen so früh als möglich das Haus verlassen. Denn das unverdorbene Gemüth meiner Kinder darf ich dem schlimmen Einflusse Ihres Beispiels und Ihrer Launen nicht länger aussetzen."

Auf solche Weise hatte denn Barbara auch ihre Anstellung als Erzieherin verloren.

Krank am Herzen, trostlos und erschöpft — heimathlos stand die Arme nun in der Straße. Vergeblich hatte sie zu wiederholten Malen versucht, sich selbst ihr Brod zu verdienen. Sollte sie diese Versuche fortsetzen? — Und mit einem tiefen Seufzer aus dem bedrängten Herzen antwortete sie sich: „Ach, wenn ich nur John wiederum sehen dürfte!"

Mit diesem ausgesprochenen Herzenswunsche war all ihr Stolz mit Einem Male von ihr gewichen, die Halsstarrigkeit gebrochen, und die erhaltene Lection trug ihre guten Früchte.

Ellen O'Tooles Feiertage wurden plötzlich unterbrochen, indem Frau Berry nach ihr schickte. Barbara verbrannte das Billet an ihren Gatten, das sie, wie erwähnt, auf den Toilettentisch gelegt hatte, und — packte ihren Koffer wieder aus.

„Was ich doch für eine — — —!" sagte sie hierbei vor sich hin.

Gerade war sie noch daran, ihre Sachen wieder in den Schrank zu thun, als sich schwere Fußtritte auf der Treppe vernehmen ließen. Sie erkannte John an seinem Gang, — und im nächsten Augenblicke lag sie in den liebevoll ausgebreiteten Armen desselben.

„Meine liebe, kleine Barbee!" begrüßte er sie. „Und was hast Du denn während meiner Abwesenheit Alles getrieben?"

Sie antwortete ausweichend und rief: „O, John! wie bin ich glücklich, Dich wieder zu sehen!"

„Aber, ich habe Dir auch Etwas mitgebracht, Herzchen!" sagte er, indem er ihr ein Packetchen reichte.

Sie öffnete das niedliche Maroquinetuis, und siehe, da lag im sammetnen Bettchen ein herrlich glänzender Diamantring.

„John!" stammelte sie betroffen, „ich bin dessen nicht würdig."

Er lachte sie aus. „Freilich hatte ich nicht erwartet, dies für Dich zu erhalten. Aber mein Geschäft hatte einen solch guten Erfolg, daß ich einen Theil des unvermuthet großen Antheils, der mich traf, schon anwenden konnte, Dir ein Geschenk zu bringen."

Und Barbara, weinend und lachend zugleich, dankte ihm herzlich und dann erzählte sie getreulich den Streich, den sie gemacht, und welchen Ausgang derselbe genommen hatte. Dann aber schloß sie mit der Bitte, daß er ihr doch verzeihen möge.

John verzieh — und gleich wie es im Feen-Märchen heißt, „lebten sie fürder glücklich mitsammen." [2771]

Sonderbare Frühlingskinder.

Es frohlockt unser Inneres, wenn wir ihn wieder betreten, den jungen Frühlingswald!

Das volle Himmelsblau blickt noch frank und frei durch das Baumgezweige, wo die Knospen erst leise brechen. Aber die Sonne macht Alles froh und gut: droben die Sonne und hier drunten im waldigen Grunde das sprießende Grün. Die Keimblättchen dehnen sich am Boden, die silberweißen Anemonen lachen aus ihrer Blätterhülle schon hervor, Gelbsterne und hellgelbe Butterblumen strecken und dehnen sich auf schlanken Stengeln über ihren in das saftigste Grün getauchten herzbreiten Blättern. Vielleicht erfreut uns unter dem Gebüsche zwischen dürrem Laub auch die braunrothe Blume vom bescheidenen Haselwurz. Wir nehmen, und wenn es noch so gewöhnlich wäre, mit dankbarem Herzen Alles an.

Aber der Frühlingswald hat auch Ungewöhnliches. Man muß es nur zu finden wissen. Unser Fuß bleibt zaudernd stehen, und wir sehen schärfer dahin, wo das erste Gras zwischen dem vorjährigen braungelben Laube sproßt. Von der Farbe dieses Laubes selber — gucken dazwischen hervor kegelhütige Dinger, netzgrubig, runzelig. Noch hier eins und da eins. Truppweise stehen sie beisammen, — ein seltsames waldfrühlinggebornes Geschlecht!

Wir bücken uns und brechen eins dieser drolligen Gebilde, die wie die spitze, runzelige Kaputze eines Erdgnomen aussehen. Aber wir haben nun in der Hand nicht blos die Kegelmütze! Dieselbe ist nur der mächtige Aufsatz, allerdings nicht auf dem Haupte eines Erdgnomen, dessen treuherziges Gesicht darunter zum Vorschein käme, nein, der Aufsatz nur auf — einem fingerlangen und -dicken hohlen weißlichen Stiele, der im Boden haftet.

Morcheln, richtige Morcheln und zwar Spitzmorcheln sind es, die wir gefunden haben!

So sehen sie aus! Wie mancher Städter und selbst Landbewohner hat sie nicht so gekannt. Und Mancher, der sich ihrer noch so oft in ihrem zerstückelten und verunstalteten Zustande in der augenreichen Bouillonsuppe gefreut, kennt sie im Walde nicht wieder und bleibt staunend und sinnend stehen vor diesen seltsamen Ausgeburten des poetischen moosigen Waldgrundes. So und in solcher Originalität hätte er sich die Lieblinge der Gourmands doch nicht gedacht. Anemonen und Himmelsblau, Butterblumen und Sonnenschein — Alles ist für einen Augenblick über sie vergessen!

Das ist eben ein Unterschied zwischen Natur und Kunst, und wer der Naturgebilde selber sich freuen will, darf sie weder blos auf Abbildungen ansehen, noch blos von ihren culinarischen Metamorphosen Notiz nehmen wollen. Aber der Zufall thut oft das Seinige. Mancher, der im Frühlingsbrodem des Waldes nur das Herz öffnen und die Lungen weiten wollte, hat auch die Augen weit geöffnet, wenn er heerdenweise die burlesken Morcheln im Freien fand. Die besagte gestielte Zuckerhutform, die innen hohl und außen durch sich schräg kreuzende Quer- und Längsrippen überall grubigzellig gerunzelt ist, repräsentirt die eigentliche

Morchel oder, wie sie an manchen Orten genannt wird, „Maurache“ und findet sich nicht nur im Walde, sondern auch auf kalk- oder lehmhaltigen Wiesen und Triften. Immer liebt sie eine familienhafte Ansammlung. Ihr Kleid ist gelb, braun, grau oder rothbraun. Es sind allesammt ehrenwerthe Arten der pilzlichen Gilde: sowohl die spitzig auslaufende Kegelform der Spitzmorchel, als auch die abgestumpfte Eiform der Speisemorchel und die gespitzte Walzenform der Prachtmorchel. Nur der Botaniker freilich sortirt sie, während die Hausfrau den gleichen Namen und die gleiche Achtung für sie alle hat. Der Botaniker unterscheidet auch noch manche andere Arten.

Während nämlich bei den genannten der Hut dem Stiele schlichtweg aufsitzt, wie ein Nürnberger Pyramidenbäumchen auf dem Stamme, ist der Hut bei andern unten eingestülpt und hängt glockenförmig ein gutes Theil über den Stiel herab. Dahin gehört außer der in Deutschland äußerst seltenen „Bastardmorchel“ (M. hybrida), die sowohl in England als Schottland zu Hause ist, vor Allem die olivenbraune „Käppchenmorchel“ (M. mitra) mit etwa nur einem Zoll hohen Hute und zwei bis drei Zoll hohem Stiele, so daß der Hut wie ein Käppchen aufsitzt. — Bei noch andern ist der Hut unten ganz offen und frei, während er bei jenen unten am Glockensaume ganz dicht dem Stiele angedrückt und auch angewachsen ist. So frei hängt der Hut bei der „Glockenmorchel“ (M. pasula) herab über den kleig schuppigen Stiel. Sie wächst in gebirgigen Gegenden von Süddeutschland, aber z. B. auch um Berlin ist sie gefunden. — Als rechte Seltenheit kann dahin gehörig noch die M. bohemica gelten mit weißrandigen Rippen und weißem, markerfülltem, seidigem Stiele. In Böhmen kommt sie an sehr vielen Orten vor, aber sonst wohl kaum irgendwo. Es ist überhaupt Böhmen vor Allem das Land der Morcheln. Die durch ihre Form interessanten Arten der „Krausmorcheln“, „Zittermorcheln“, „Flaumhaarmorcheln“, „Schlank- und Dickfußmorcheln“ sind zum Theil nur in den böhmischen Wäldern zu finden.

Unsere Hausfrauen müssen sich zumeist mit der Spitz- und Speisemorchel begnügen. Und wenn der Zufall ihnen andere Arten in die Hände spielt, und wir ihnen selbige als interessante andere Arten bezeichnen wollen, so wollen wir getrost und ohne Achselzucken die ungelehrte Antwort uns gefallen lassen: wozu das, da sie alle in denselben Topf doch passen! Ganz unrecht haben sie obenein nicht, da der Geschmack in der That selbst bei den seltensten Arten so ziemlich derselbe ist, und Butter und Speck und sonstige überflüssige Zuthaten für alle passen.

Aber einen Unterschied sollte die praktische Köchin anerkennen, nämlich zwischen hochhütigen Morcheln und den breiten faltig geschlungenen Mützen der Helvellen oder Lorcheln, deren kastanienbraune Individuen auf feuchtem Sandboden in lichten Nadelwäldern, auf Triften und auch in Obstgärten ebenfalls im Frühling ganz besonders häufig vorkommen und vom emsigen Sammler unter dem Pseudonamen: Morcheln körbeweise gebrochen werden. Die ähnliche graue, aber gehörnte „Grubenhelvelle“ und „Infulnhelvelle“ und wenige andere ehrliche Arten sind aber selbst dem Botaniker ein seltener Fund. Doch wie in aller Welt sind die Morcheln und Helvellen, dieser ganze Chor gehörnter und gespitzter und seltsam wabig gerippter oder wellig gefalteter Hüte und Mützen denn für Pilze zu erachten? Sie wachsen nicht im Herbste wie sonst die Pilze, sondern im Frühling. Sie haben nicht die ausgespannte Schirmform mit Strahlenblättern auf der Unterseite, an welche die sorgsame Mutter ihre Warnung knüpft. Sie enthalten auch keine schädlichen Arten und sehen Alles in Allem gar so manierlich aus.

Diese Gründe freilich haften nicht. Schon was die Zeit betrifft, so wachsen ja auch die lieblichen blüthenweißen „Maischwämme“ im schönen Monat Mai, und wiederum hat auch der Herbst seine Morcheln. Denn die Speisemorchel erscheint oft im Herbst noch einmal — darin vielen Frühlingsblüthen gleich, die im Herbst ab und zu noch einmal die Auferstehung feiern. Die Form ist desgleichen allerdings anders, als bei den sonstigen Hutpilzen; aber die Natur ist eben zu genial, um in pedantischer Monotonie für das Pilzreich immer dieselbe Weise zu belieben. Die Morcheln sind dazu noch ganz harmlose Abweichungen, wenn sie auch noch tiefere Eigenthümlichkeiten haben, als der Laie ahnt, für den sie doch wenigstens die Haupttheile eines Pilzes, nämlich Hut und Strunk besitzen. Ebenso ist's mit der toxikologischen Unschuld nicht ganz im Klaren, und sie rangiren sich auch dadurch von den in stetem Verdachte stehenden andern Pilzen nicht ganz aus. Eigentlich satanisch giftige Arten gibt es freilich unter den Morcheln nicht, aber eine Art hat doch den Namen „Verdachtenmorchel“. Besonders in hohen Tannen- oder Fichtenwäldern, ab und zu auch unter Gebüschen kommt diese M. suspecta vor, die der mützenförmigen Speisehelvelle sehr ähnlich sieht, ebenso schön rothbraun und ähnlich geformt ist, aber sich leicht unterscheidet durch das wässerige Fleisch und den häßlich widerlichen Geschmack. Sie ist sehr selten, nur an wenigen Orten ist sie bisher gefunden, so in Böhmen, um Dresden und in der Lausitz, und wenn sie auch schädlich ist, so doch nach aller Erfahrung nicht lebensgefährlich. Um so trefflicher sind aber sammt und sonders die übrigen Arten. Andere kleine Arten wie der gallertige „Rappenschwamm“ (Lectia lubrica) und die fingerhutförmige „Verpe“ sind blos nicht anlockend, aber schaden wollen sie weder Thier noch Menschen.

Dasselbe Lob gilt nun aber der ganzen großen Sippschaft der morchelartigen Pilze, von der die Morcheln und Helvellen nur die weltbekannten königlichen Repräsentanten sind. Aber man mag es dem Kenner zu gute halten, wenn er behauptet, für das Auge die schönsten seien sie damit doch nicht. Wenn man mich fragt, welche die zierlich schönsten sind, so würde ich auf die farben- und formreichen Pezizen hinweisen, die zwar nur wenige Linien bis einige Zoll im Durchmesser haben, aber in reizendster Weise bald einen Weinkelch, bald einen Krug oder eine Vase oder eine Schüssel oder ein Becken, bald wieder ein niedliches Waldhorn vorstellen, gestielt oder ungestielt. Freilich sind sie dabei scheinbar Nichts, als eine lederderbe farbige Haut, welche diese Gestaltungen hat.

Ich glaube es gern, daß Wenige sie kennen, aber dem achtsamen Waldspaziergänger können sie nicht entgehen, wie sie aus dem Moosgrunde hervorsprießen oder aus abgestorbenen Aesten austreiben. Vor Allem gedenke ich der reizenden Scharlachpezize, die ich jedes Frühjahr im April an Dämmen, auf Waldrasen und Moosgründen u. s. w. suche, um mich ihrer herzlich zu freuen. Sie sproßt als eine gestielte, innen scharlachrothe, außen rosa kleine Tulpe hervor mit orangenem Saume. Graben wir sie aus, so finden wir die Stiele der einsam stehenden Exemplare unter der Erde zweigig verbunden und den gemeinsamen Stiel oft mehrere Zoll tief einem Stückchen verrotteten Holzes aufgewachsen. Wie eine rothe Knospe brechen sie aus der Erde hervor und öffnen sich dann wie eine Blume von innen heraus. Es gibt kein schöneres Bild zur Zeit auf dem Waldboden, als solche scharlachen aufleuchtende Gruppe. Dieselbe hochrothe Farbe haben aber noch andere Pezizen, wenn auch nicht die so liebenswürdige Form zugleich. Es sind das aber auch Arten, die der Herbst bringt. So blühet sich purpurn die schüsselförmige, über einen Zoll große „Orangepezize“ aus der Walderde hervor, die am Saume schwarz gewimperte, nur linsengroße „Schildpezize“ und einige andere. Nächstdem ist die gelbe, braune und graue Farbe beliebt. Aus Eicheln bricht schwarzbraun waldhornartig die P. fructigena hervor, und auf Dunghaufen schwillt die schüsselförmige blaßbraune „Blasenpezize“ bis zur Größe eines Putereies an. Die Zahl der Arten aber geht in die Hunderte, und eine ist immer zierlicher, als die andere.

Es fällt Niemandem ein, sie zu genießen, so werth sie es wären, wenn sie sich massenhaft fänden.

Diese blos ideale Freude gilt aber nicht so von der andern großen Morchelgattung: den Clavarien, jenen keuligen oder geweihförmigen, leicht geästeten oder klumpig in einander verzweigten Pilzen, welche unter dem Namen Ziegenbart, Bärentatze, Korallen- oder Astschwamm im Volksmunde cursiren. Wie Sträuchlein oder einzelne Geweihe oder Keulchen heben sie sich dottergelb, blaß- oder violettgrau einen bis einige Zoll hoch aus der Erde. Ein einzelnes Exemplar davon wuchtet oft mehrere Pfund schwer. Ihr deliciösester Repräsentant ist aber zweifelsohne die auf den Märkten unter dem Namen Habichtspilz oder Glucke verkaufte Sparassis crispa. Sie erhebt sich aus dem Sandboden des Nadelwaldes wie ein zusammengeknäulter brauner Kohlkopf, der aus zahllosen übereinander geschlungenen zierlichen Arabeskenblättchen besteht, die innen weiß und außen gebräunt sind. Selbst roh sind sie vom herrlichsten Nußgeschmack. Es lohnt der Mühe, diesen Pilz zu finden. Und wenn ein sandiger Nadelforst nur leidlich durchsucht wird, so wird man ihn überall treffen, wofern nicht der Hirsch und das Reh, die ihm leidenschaftlich zugethan, die glücklichen ersten Finder waren. Schwer und mächtig wie einen großen Kohlkopf habe ich ihn nicht selten gefunden und zum Transporte die Schulter verwenden müssen. Aber wie die Mühe so der Lohn: denn ich rechne ihn, besonders das innere Fleisch, mit zu den edelsten Pilzen, die im Wald und auf der Haide wachsen, und nur ein Verächter aller Dinge mag in Hinblick auf ihn meinen: was kann aus ungepflügter Erde Gutes kommen? Man komme und schmecke es!

Die Pezizen, Clavarien und Glucken möchten wir nun nach unserer Vorstellung von Pilzen noch weniger für solche halten, als die Morcheln und Helvellen. Derselben Ansicht ist nun auch, aber nicht aus so äußerlichen, sondern wirklich wissenschaftlichen Gründen der Professor Schleiden gewesen und hat kurzweg gemeint: es sind keine Pilze, es sind Flechten, jenen Gebilden zugehörig, welche schmarotzend grün und gelb alle alten Baumstämme überkleiden. In der That haben alle die morchelartigen Pilze den charakteristischen Grundtypus, nämlich die Schlauch- und Sporenbildung mit den Flechten gemein. Aber weiter geht auch die Aehnlichkeit nicht viel, und abgesehen von einigen anatomischen, physiologischen und morphologischen Verschiedenheiten, über welche sich nur unter tieferm Eingehen in die Sache reden ließe, sagt uns Geschmack und Gefühl, daß jene wirklich Pilze und keine Flechten sind. Ob es Pilze sind? Die Grenzsteine in den Naturreichen sind überhaupt sehr fraglicher Natur und sie verrücken sich uns, je nachdem wir die Sache ansehen. Wir können sagen: alle Ueberschrift der organischen Naturgebilde lautet nur: Pflanzenreich oder Thierreich. Wir können aber auch über jede nur einigermaßen eigenthümliche Gruppe ein besonderes Schild hängen und sagen: das bildet wieder ein geschlossenes Ganzes für sich! Die Systematiker sind aber gewiß nicht ohne allen Tact gewesen, als sie die morchelartigen Gebilde zwischen die Grenzsteine des pilzlichen Lebens rückten. Und die Hausfrau, welche von gelehrten Streitigkeiten Nichts wissen mag, wird somit sagen: so habe ich doch das Rechte getroffen!

In Hinblick auf die treffliche Ausübung ihrer Kunst wollen wir gern hinzufügen:

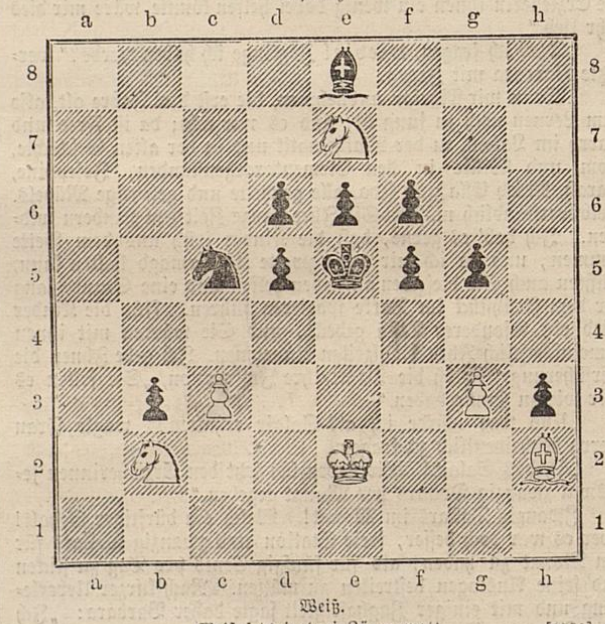
So ist es! [2763]

Schach-Aufgabe. Nr. II.

Von G. N. Cheney.

Die Crinoline.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt in drei Zügen matt. [2772]

Räthsel.

Mehr, als einmal haben's Alle,
Dennoch nicht in jedem Falle!
Umgekehrt und ohne Hauch,
Wird das Wort ein Ungeheuer,
Aber öfter ist's ein treuer,
Lieber Hausfreund für uns auch! [2773]

Auflösung des Räthsels Seite 90.

„Raum — Saum — Baum.“

Correspondenz.

B. K. in **S.** Da es voraussichtlich auch in diesem Jahre Regentage geben wird, wird man auch dann die praktischen Regenmäntel tragen. Wählen Sie einen solchen nach Belieben, dunkel- oder hellgrau.

R. F. Jeder Kürschner wird Ihnen darüber Auskunft geben.

L. N. in **M.** Wir empfehlen Ihnen zur Verzierung der Etagère das Lambrequin, Abbildung Nr. 25 auf Seite 317 des Bazar 1870. Die Anleitung zur Anfertigung der Frivolitäten nächstens.

D. P. in **H.** Zwar geschieht das Scheeren der in Plüschstickerei ausgeführten Figuren mittelst eines gewöhnlichen Kammes und einer gewöhnlichen Scheere, dennoch hat es für eine ungeübte Hand so mannichfache Schwierigkeiten, daß es gerathener ist, die Arbeit einer Tapisseriehandlung oder direct einem Tuchscheerer zu übertragen.

Abonnentin in **H.** Weißes Kleid, ja! aber für Wittwen nicht Schleier und Myrthenkranz, sondern, für gewöhnlich wenigstens, Orangeblüthen.

Adele M. Militärgrenze und **Abonnentin.** Sie erhalten den Apparat bei dem Coiffeur Gilbert, Berlin, Friedrichs- und Behrenstraßenecke. Uebrigens ist das Einfachste wohl das Praktischste: Wickeln Sie das Haar über Haarnadeln.

V. Sz. in **W.** Wir empfehlen Ihnen das Kleidchen, Abbildung 51 auf Seite 48 d. Jahrg. Die Passe desselben müßte nach Erforderniß vergrößert werden, und ist es vielleicht rathsamer, die Falten am Taillenabschluß nicht noch einmal zu durchnähen, sondern frei ausgehen zu lassen. Auf diese Weise, wenn man auch den Gürtel fortläßt, ist das Kleidchen bequem und leicht anzulegen. Wir würden Ihnen rathen, dasselbe aus Flanell anzufertigen und den Rumpftheil so lang herzurichten, daß er dem Kinde beim Liegen die Füße bedeckt.

E. N. geb. **St.** Führen Sie die beiden mit Dunkel- und Hellgrün bezeichneten Typen in zwei Nüancen Rothbraun aus.

C. v. Z. und **Kl.** Ihr Wunsch wird in einer späteren Nummer berücksichtigt.

L. F. in Kl. Den Schnitt zu einer Bluse finden Sie zu Abbildung 21 auf Seite 3 d. Jahrg. Statten Sie die Bluse mit Passementerie aus.

Abonnentin in **M.** Sie finden einen passenden Schnitt zu Abbildung 1 auf Seite 1 d. Jahrg. An den Seiten müssen Sie jedoch dem Rückentheil und den Vordertheilen etwas Stoff zugeben, um die erforderliche Taillenweite zu erzielen.

P. M. in **A.** Oelsner's präparirte Ohrenbaumwolle ist weiter Nichts, als eine mit Provenceröl getränkte Baumwolle; also — —!

R. B. in **B.** Es ist gleichgiltig, ob Sie zum Waschen des Gesichts eine verdünnte gute Eau de Cologne oder Franzbranntwein anwenden; letzterer ist billiger und erfüllt den Zweck ebenso gut wie erstere.

H. O. in **M.** Um Petroleumflecke aus einer Cocosmatte herauszubringen, zerzupfen Sie gewöhnliches Löschpapier zu ganz kleinen Stückchen, durchfeuchten es mit Benzin, breiten es über den Fleck dick aus und beschweren das Papier durch Deckel und Gewichte. Wenn nöthig, muß das Verfahren wiederholt werden.

O. F. in **E.** Klagen, daß die Wiener Kaffeemaschine den Kaffee ungleich stark koche, sind uns bisher noch nicht zu Ohren gekommen; unsere eigene Erfahrung spricht ganz für die Vortrefflichkeit der Construction dieses Apparates; wir glauben, daß Sie die Ursache des Mißlingens vielmehr beim Kaffee zu suchen haben.

N. N. in **N.** bei **T.** Vielleicht wird es Ihre Besorgniß um das liebe Hausthier wenigstens nach einer Richtung hin zerstreuen, wenn wir Ihnen die Versicherung geben, daß, da die Natur keinem Wesen gestattet, in einem fremden Element dauernd Wohnung zu nehmen, es unmöglich ist, daß eine Spinne, Ohrwurm oder irgend ein anderes Insect in dem Kopfe oder gar im ganzen Körper der Katze herumkriechen vermag. Das Innere des Körpers ist nur privilegirten Eingeweidewürmern vorbehalten, und auch diese vermögen nicht beliebig darin umherzuwandeln.

Marie v. K. Um waschlederne Handschuhe zu waschen, kocht man ein Stückchen neue, gewöhnliche weiße Waschseife und wäscht die Handschuhe nur lauwarm darin aus, spült sie dann zweimal in lauem, etwas angesäuertem Wasser nach, ringt aus und bläst sie auf und hängt sie in an freier Luft zum Trocknen auf. Wenn die Handschuhe getrocknet sind, werden sie gerieben und mit einem nur warmen Plätteisen geplättet.

Zwei Rosenknospen. Die Zusammensetzung der „Profilatrice“, wie dieselbst sind uns unbekannt. — Die erwähnte Kräuterpomade kann auch nicht mehr leisten, als jede beliebige gute Fettmischung, als eigentliches Haarmittel ist die Pomadenform nicht die geeignetste, da das Fett manche — wenn in Wasser oder Spiritus gelöst, wirksame — Substanzen an der Wirkung verhindert. — Ihre übrigen Fragen finden Sie ausführlich in Klencke's Kosmetik (Leipzig bei E. Kummer erschienen) beantwortet.

Eine langjährige Abonnentin in **H—g.** Mitesser drückt man aus und betupft dann sofort mit Eau de Cologne; hartnäckig und häufig auftretende Mitesser bestreicht man mit Honig, den man nach einiger Zeit mit warmem Kleienwasser abwäscht. Dies ist einige Zeit hindurch täglich zu wiederholen. — Eine feine weiche Haut gibt man den Händen, wenn man sie in mit heißem (natürlich nicht zu heißem) Tischlerleim dick bestrichene Leinwand einhüllt und dieses Pflaster ein paar Tage darauf läßt.

Fidelia in **Wien.** Lassen Sie sich in der Apotheke eine spirituöse Tanninlösung bereiten und betupfen Sie mit derselben täglich die rothen Aederchen an betreffender Stelle.

M. S. in **S.** Das schwarze Seidenkleid hat Wachsflecke, welche Stearin leicht annehmen, erhalten und dürfte sich nur durch Benzin — am besten in einer chemischen Reinigungsanstalt — wiederherstellen lassen. Sie haben Recht, wenn Sie vor der Anwendung wässeriger Fleckenreinigungsmittel Scheu tragen, da dieselben die Appretur (aus Gummi-arabicum oder dergl. bestehend) auflösen und fortnehmen.

Elisabeth in **H.** und **A. H.** in **C.** Sommerkleider nächstens.

N. E. in **B.** Wenden Sie sich an die Firma: Kuehl und Roesicke, Berlin, Leipzigerstr. 57.

Dem jungen Bräutchen. Einfache und hübsche Haarfrisuren zeigen die Abbildungen Nr. 4 und 6 auf Seite 41 d. Jahrg.

G. D., W. C. und **B. B.** in **B. am F.** Nächstens!

Abonnentin in **Schw.** Uebergeben Sie den Stoff der Färberei von Schwendy, Berlin, Brüderstr. 2.

Ch. W. Kleider mit Schoßtaillen für Mädchen im Alter von 3—15 Jahren finden Sie auf Seite 78 und 79 d. Jahrg.

J. v. W. Leider sind wir nicht im Stande, nachträglich Schnitte zu früher erschienenen Abbildungen zu bringen.

C. L. Besten Dank für die eingesandte Arbeit; wir werden dieselbe bei Gelegenheit im Bazar veröffentlichen.

A. K. in **T.** Stickereistreifen mit Plüschstreifen verbunden sind sehr hübsch und empfehlen wir Ihnen betreffs der Stickerei die Bordüre Nr. 15 auf dem zu Seite 235 bis 242 gehörigen Tapisseriesupplemente, die in Grün und Rehbraun ausgeführt sehr effectvoll sein dürfte. Das Lambrequin empfiehlt sich mehr nur in Kreuzstichstickerei auf Canevas herzustellen, und wählen Sie vielleicht hierfür das Dessin, Abbildung Nr. 25 auf Seite 317 des Bazar 1870. Den Fond dieses Lambrequins müßten Sie natürlich mit grüner Zephyrwolle, die Dessinfiguren in den übereinstimmenden Farben mit denen der Stickereistreifen arbeiten.

Abonnentin des Bazar. Wenden Sie sich an den Victoria-Verein, Berlin, Leipzigerstr. 92.

Patriot in **Bonn.** Es existiren allerdings auch derartige deutsche Fabrikate, deren Fabrikate sehr wohl mit den französischen Fabrikaten concurriren können. Wir nennen Ihnen als solche die Rheinische Seifen- und Parfümerien-Fabrik von E. Funke zu Andernach a. Rh.

Treue Abonnentin. Farbige Garnituren für schwarze Kleider sind nur bei der Kindergarderobe modern. Sie wählen besser einen Besatz von dem Stoffe des Kleides. Plisséfrisuren bestehen aus Stoffstreifen, welche immer in regelmäßige, nach einer Seite hin gerichtete Falten geordnet sind.

C. D. in **On.** Wir empfehlen Ihnen zur Ausstattung der Fensterkissen, wie des Klingelzugs die Stickereibordüre Nr. 15 auf dem zu Seite 235—242 des Bazar 1870 gehörigen Tapisseriesupplemente, welche Sie natürlich in den Farben übereinstimmend mit denen des Lambrequins ausführen müssen.

K. M. in **M.** Das einzige Mittel, gedrückte Stellen aus dem Sammet zu entfernen, ist allerdings das, ihn mit der Rückseite über heiße Dämpfe zu halten, doch wird der Sammet durch dies Verfahren nicht weich.

K. R. in **B.** Die Anleitung zum Zuschneiden der Herrenhemden gaben wir mit den Abbildungen Nr. 18—23 auf S. 2 d. Bazar 1868.

Eria formosa. Ein Hut, der vor der Sonne schützen soll, muß einen breiten Rand haben, solche Hüte sind aber nicht passend zum Reitanzuge.

F. M. in **F.** Wir empfehlen Ihnen die Dessins, Abbildung Nr. 36 auf Seite 206 des Bazar 1866, Abbildung Nr. 40 auf Seite 367 des Bazar 1867, Abbildung Nr. 23 auf Seite 301 und Abbildung Nr. 60 auf Seite 337 des Bazar 1870. Die Bordüren lassen sich leicht mit Hilfe der Dessins nach denselben zusammenstellen.

S. T. in **K.** Man wäscht die Frivolitäten in gleicher Weise wie die Spitzen auf einer Flasche.

Verlag der Bazar-Expedition in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.